Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 12 (2005)
Heft: 132

Rubrik: Stadtleben

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

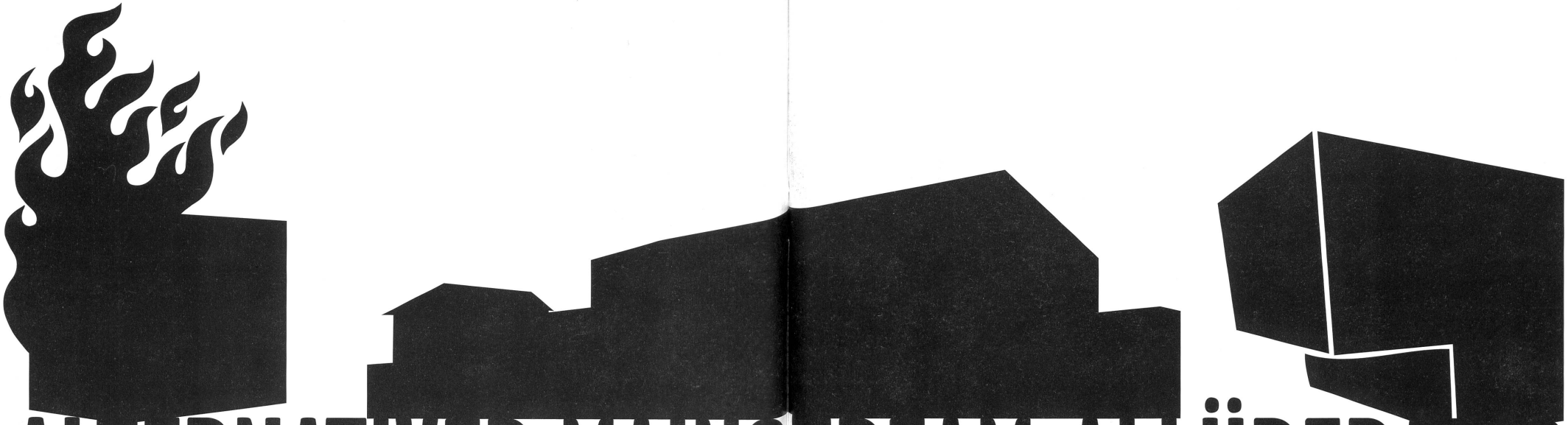
Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Durch andere Städte spazieren + + In Winterthur wird ein Haus ums andere besetzt, die Behörden reissen schon mal vorsorglich ab **+ + In Tel Aviv fordern Stickers den Rückzug vom Gazastreifen, und junge Israelis kehren bloss noch für die Ferien in ihr Land zurück + +** Ausserdem vor dem Stadt-Kultur-Gespräch: Droht allüberall der alternative Mainstream?

Bild: Florian Bachmann und A.M.



ALTERNATIVER MAINSTREAM ALLÜBERALL?

Der früheren Kultur-Einöde St.Gallen droht die Überflutung. Immer andere Kulturvermittler öffnen immer neue Räume. Bereits macht sich Unbehagen breit: Droht die inhaltliche Verflachung? Und gibt es überhaupt genügend Publikum? Ein Kommentar **von Andreas Kneubühler**

Zuerst der jahrelange Stillstand, dann die Schwemme. Noch vor drei Jahren war das Gejammer über die Tiefschlafphase nach der Gründung von Grabenhalle/Kinok ein liebgewonnenes Ritual von Kulturkonsumenten ab Dreissig. Schuld war wahlweise die fehlende Anziehungskraft der Stadt, der Kulturbeauftragte, die Randlage, das verdriessliche Wetter oder die Stickereikrise.

Und jetzt? Kugl, neue Kellerbühne, Rümpeltum, Usego, Soundstube und bald Lokremise, Palace, vielleicht Tiffany und Kirche St.Leonhard. Dazu gibt es in Rorschach weiterhin das Hafenbuffet, in Wil die Remise. Bald sieht das St.Galler Veranstaltungsangebot aus wie ein Adventskalender: Hinter jedem Türchen ein Kultürchen. Das wäre nicht so schlimm, wenn daraus eine lebendige, innovative Szene entstehen würde. Zu befürchten ist das Gegenteil: Immer mehr vom Gleichen.

Die neuen Kulturorte haben eines gemeinsam: Alle können dort alles veranstalten. «Unter diesem Titel hat man damals die Grabenhalle geschaffen», erinnert der Kulturbeauftragte André Gunz. Gefragt wären eigentlich eher singuläre Konzepte, die Fokussierung auf ein bestimmtes Publikumssegment. Zudem gibt es immer noch Lücken. Wo ist der Veranstalter, der die grossen Namen riskiert? Wieso spielen Bright Eyes oder Adam Green nicht in St.Gallen? Warum nicht ein Konzert mit Giant Sand oder Tocotronic, um das Wunschkonzert noch ein bisschen fortzusetzen.
Stattdessen vieles, das klein und unbekannt, im Idealfall fein und zu entdecken ist, aber auf jeden Fall finanziell kalkulierbar bleibt. Nichts dagegen einzuwenden. Doch der Trend geht in die Breite, nicht in die Spitze. Um es auf den Punkt zu bringen: In St.Gallen droht der alternative Mainstream. Das Publikum verteilt sich auf die Veranstaltungsorte, das Programm ist austauschbar, es siegt der Kulturort mit der grössten Bar – oder so ähnlich. Sozusagen das Spiegelbild der Klubszene: Hier Grabenhalle/Kugl, dort Backstage/Beach-Club B1.

Dabei geht es nicht darum, die Zeiten aufleben zu lassen, als Kultur noch eine aufklärerische Funktion hatte. Das ist vorbei. Spätestens seit die linke Spassgesellschaft in Zürich den Philosophen Antonio Negri mit Djs und Schaumparty kombiniert, muss niemand mehr ein schlechtes Gewissen haben, wenn er mit dem Kulturbegriff nicht viel mehr verbindet als gute Unterhaltung. Die Bedürfnisse haben sich geändert: «Die Unterscheidung wird nicht mehr gemacht, Kultur und Kommerz vermischen sich», beobachtet Gunz, der sich fragt, ob die Folge «eine völlige Verflachung» sein wird oder ob «die Kultur auf eine interessante Art ins Unterhaltungsangebot integriert wird».

Natürlich ist es noch viel zu früh, um Flinten ins Korn zu werfen. Das Spiel wurde gerade erst angepfiffen, noch nicht einmal Halbzeit, ein überraschendes Dribbling am Flügel und alles kann gut werden. Aber: Es ist höchste Zeit, nicht mehr über neue Veranstaltungsorte, sondern über Inhalte zu reden. Wer will welches Publikum? Was gehört in die Kellerbühne, was ins Palace, was in die Grabenhalle, was ins Kugl? Erste Ansätze einer Spezialisierung zeigen sich zwar: Im Kugl werden zunehmend Laptops angeschlossen, in der Grabenhalle weiterhin Gitarren umgehängt. Aber der Weg zum schweizweit bekannten Electronica-Klub oder zum Independent-Mekka, an dem Konzertveranstalter nicht vorbeikommen, ist noch weit.

Das alles ist nicht nur so dahergeplaudert: Wer nicht reagiert, könnte dies bald zu spüren bekommen. Es steht nichts weniger als eine Neuordnung der Subventionspolitik an. Der Kanton wird Schwergewichte festlegen und dann die Kulturorte – in grösserem Rahmen als bisher oder neu – fördern. «Die Gespräche laufen bereits», weiss Gunz. Was übrig bleibt, um das wird sich die Stadt kümmern. Dabei ist längst nicht gesagt, dass es weiterhin für alle reicht: «Je nach Situation werden nicht mehr einzelne Veranstalter gefördert, sondern nur noch die Trägerschaft eines Kulturortes», mahnt Gunz. Im Klartext: Es bekommt dann nur noch Geld, wer mit Profil und Konzepten überzeugt – und das Publikumsinteresse vorweisen kann.

Also ran in den Infight. Gelegenheit zu Klärungen und Profilierungsversuchen gibt es beispielsweise am ersten «Stadt Kultur Gespräch» am 5. März. Kulturchef Franz Hagmann sucht den direkten Kontakt zur Kulturszene. Die Plattform könnte aber auch genutzt werden, um ein paar Weichen zu stellen, damit es nichts wird mit dem alternativen Mainstream.

Andreas Kneubühler, 1963, arbeitet als Journalist im Pressebüro St.Gallen.

STATT-SPAZIERGÄNGE

QUER DURCH CHUR, SCHAFFHAUSEN, WINTERTHUR

Nachdem sich der diesjährige Protest gegen das World Economic Forum WEF in die kleinen Städte verlagerte, war allerorten davon die Rede, dass dort jetzt der Widerstand hockt. Und tatsächlich war auf den Demos nicht bloss von globalen Leadern, sondern auch von lokalen Immobilienfürsten die Rede. In einer dreiteiligen Serie geht Saiten dem Klima in den umliegenden Kleinstädten nach, im Wortsinn: Auf drei Stadtspaziergängen berichten Einheimische über das vermeintlich neue kulturelle und politische Leben in ihrer Stadt, mal aufrührerisch, mal lakonisch. Im Mai lädt AL-Stadtrat und Plenty-Enuff-Bassist Christoph Lenz nach Schaffhausen, im April Daniel Steffen, Leiter des alternativen Kulturlokals Werkstatt, nach Chur. Zum Anfang führt Journalistin Bettina Dyttrich durch Winterthur. Züge St.Gallen ab: Zehn nach und zwölf vor.

Loftbau im Sulzerareal

«HER MIT DEN HÜTTEN!»

von Bettina Dyttrich

Geh auf die falsche Seite, weg von der Altstadt. Benütze die Unterführung im Sektor C. Jetzt hast du das Haus Rudolfstrasse 17 vor dir. Geh daran vorbei in den Hinterhof, und du siehst ein eingezäuntes Loch. Das Hinterhaus durfte nur knapp vierzig Jahre hier stehen. In seinem letzten Jahr war es ein lustiges kleines Kulturzentrum, zuerst besetzt, dann gebrauchsverliehen, mit Malatelier und Sitzungen und Essen und Ringkämpfen und Tanzen im Keller. Dem Loch ist das nicht mehr anzusehen.

Geh jetzt die Wartstrasse hinauf. Sie wirkt sehr städtisch mit ihren geschlossenen Häuserreihen aus dem 19. Jahrhundert. Hier arbeiten eine Schneiderin, ein Schuhmacher, ein Galerist und Gastgewerbeleute aus Indien, Thailand und anderen Ländern. Vorne an der Neuwiesenstrasse hört das städtische Winterthur aber schon wieder auf. Ab hier gibt es fast nur noch frei stehende Häuser. Die Unternehmer des 19. Jahrhunderts sorgten persönlich dafür: 1860 schrieb Heinrich Rieter dem Stadtrat einen Brief, in dem er gegen die «Erbauung von Arbeiter-Quartieren (Casernen-System), wo sehr viele Leute unter einem Dach leben», argumentierte. In solchen «Casernen» hocke der Sozialismus, vermuteten die Industriellen. Darum sollten ihre ArbeiterInnen ihre Häuschen mit Garten bekommen, damit sie am Wochenende Gemüse pflanzten und nicht an sozialistische Versammlungen gingen.

Weiter geht es auf das Sulzerhochhaus zu. Es ist der Turm, in dem unsere Väter arbeiteten, als die Arbeitslosenquote noch unter einem Prozent lag und allein in Winterthur 14 000 Personen bei Sulzer angestellt waren. Es war Kalter Krieg, Technikbegeisterung, neue Programmiersprachen. Es war lange das höchste Haus der Schweiz. Auch viele WinterthurerInnen wissen nicht, dass ursprünglich zwei Hochhäuser geplant waren – Twin Towers. Inzwischen ist die Stadt froh, dass sie sich nicht mit zwei leeren Bürotürmen herumschlagen muss. Der Turm gehört dem reichen alten Bruno Stefanini, der sich im 24. Stock sein Büro eingerichtet hat. Als am letzten Februarwochenende 2004 plötzlich ein Haufen seltsamer Leute dastand, der die Aussicht auch geniessen wollte, freute er sich gar nicht. Drei Tage war das Hochhaus besetzt. Niemand fiel vom Dach, obwohl es kein Geländer hat.

«Wir haben genügend Ideen und Vorstellungen, diesen Raum sinnvoller zu nutzen, als das bis anhin der Fall war.»

Jetzt spazierst du ein Stück der Eulach nach, an Sportplätzen vorbei, überquerst die nächste Brücke und gehst geradeaus zur Hessengüetlistrasse. Das erste Haus links am Weg gehört ebenfalls Bruno Stefanini. Es war 2003 kurz besetzt, inzwischen ist es ein bisschen renoviert worden und wird wieder vermietet. Du gehst kurz nach links, biegst dann in die Theodor-Kirchner-Strasse ein. Nach hundert Metern kommst du an einer auffälligen Lücke vorbei. Hier standen einmal drei schöne Backsteinhäuser, die Sulzer gehörten. Auch sie waren besetzt, im Sommer 1987. Sulzer liess sie abbrechen und kündigte an, hier komme die neue Turnhalle für die vielen Sulzer-Lehrlinge hin. Was daraus geworden ist, siehst du hier. Und Lehrlinge bildet Sulzer auch fast keine mehr aus.

Du folgst der Strasse weiter. Das vorderste Gebäude links mit dem vielen Gerümpel drin gehört der Erb-Gruppe, die letztes Jahr Pleite gegangen ist. Die Erb-Gruppe besitzt eine ganze Reihe von Gebäuden im Quartier. Ein paar Leute versuchten eines davon im November 2004 zu besetzen, wurden aber von der Polizei daran gehindert. Zwei Personen mussten für einen DNA-Abstrich hinhalten. Die voreilige Winterthurer Polizei wartete nicht einmal das neue DNA-Profil-Gesetz ab, das seit 2005 in Kraft ist und DNA-Proben schon beim «Verdacht auf ein Vergehen» – also fast immer – erlaubt.

«Die Strategie dahinter ist wohl eindeutig: Die Stadt Winterthur toleriert keine besetzten Häuser mehr und versucht mittels massiver Repression, BesetzerInnen abzuschrecken.»

Dann durchquerst du den Park und landest mitten in der Globalisierung: PriceWaterhouse Coopers, Migrol, McDonald's und ein neues hellblaues Ibis-Hotel («Sie wollen nie mehr woanders übernachten»). Wo die Migrol-Tankstelle steht, wohnte einmal der Fabrikdirektor der Loki-Fabrik (SLM). Auch dieses Haus war vor dem Abbruch Ende der neunziger Jahre kurz besetzt. Das letzte Industriegebäude daneben, die ehemalige Kantine für die Loki-Arbeiter, ist heute die Quartierschule.

Versuch jetzt die Zürcherstrasse zu überqueren. 25 000 Motorfahrzeuge pro Tag machen dieses Unternehmen nicht einfach. Wenn du es geschafft hast, wanderst du die Jägerstrasse hinunter in das ehemalige Sulzer-Areal hinein. Die Arbeiterhäuschen rechts gehörten einmal der Sulzer und blieben auch nach dem Niedergang der Schwerindustrie günstige Wohnmöglichkeiten für ehemalige ArbeiterInnen und andere Leute mit wenig Geld. Einige von diesen schlossen sich zusammen, wollten die Häuser kaufen und selber renovieren. Sulzer gab jedoch einer Immobilienfirma den Zuschlag, die knallgrünen Rasen angesät hat und die Häuserzeilen um einiges teurer vermietet. Bereits klagen die MieterInnen über die schludrige Renovation.

«Eine (Zwischen-)Nutzung durch weniger finanzkräftige, aber möglicherweise etwas einfallsreichere und im Umfeld eingebundene Personen, Gruppen oder Projekte wird so verunmöglicht oder zumindest erheblich erschwert.»

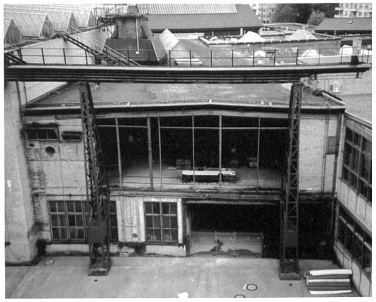
Nimm die Agnesstrasse und durchquere das Tössfeld. Hier ist in den letzten Jahren ein Haus ums andere renoviert worden. Die darauf folgende Mietzinserhöhung hat die ärmeren Schichten ganz automatisch vertrieben. Das Quartier ist zwischen 1890 und 1940 entstanden, als sich die Lücke zwischen der Stadt und dem einst unabhängigen Vorort Töss langsam schloss. Geh auf der Grenzstrasse zurück zur Zürcherstrasse in den Kern von Töss. Du hast gerade knapp verpasst, wie das letzte Tössemer Bauernhaus mit Obstgarten zerstört wurde. Hier kommt ein Burger King hin, denn «wohnen kann man hier ja nicht mehr» (sagen die letzten BewohnerInnen).

Wer trotzdem hier wohnen muss, hat ziemlich sicher keinen Schweizer Pass. An der verkehrsreichsten Strasse der Stadt ist ein langes, schmales Ghetto entstanden, dessen BewohnerInnen nichts mit dem neuen Mittelstand der Quartiere zu tun haben. Auch hier besitzt der reiche alte Bruno Stefanini Häuser. Eines davon hat er den jungen Leuten angeboten, die im Frühling 2004 ein anderes bei Seen besetzt hatten. Sie durften sogar zwischen zwei Ersatzobjekten auswählen und haben das weniger verschimmelte genommen. Da wohnen sie jetzt (Zürcherstrasse 117). Immer am Donnerstag gibt es öffentliches Abendessen.

«Wohnen ist ein Grundrecht und kein Konsumgut! Die Stadt gehört allen, die sie bewohnen, also her mit den Hütten!»

Weiter Richtung Autobahn kannst du die Auswirkungen des grenzenlosen Individualverkehrs studieren. Vorbei am Zentrum Töss (die ArchitekturkritikerInnen nennen diesen Stil heute «Betonbrutalismus»), unter der Bahnlinie durch, kommst du zur Busendstation. Hier liegt auch ein Durchgangsheim für Asylsu-

Ehemalige Fabriken, Sulzerareal



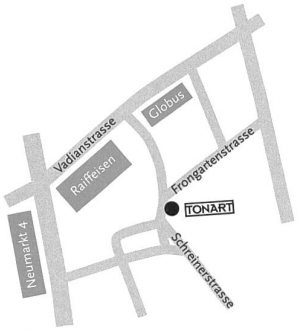
Postkarten
Taschen
Rucksäcke
Kerzen
Tücher
Geschenkartikel
Erfreuliches
Nützliches
Originelles

Spätis Boutique

Spätis Boutique GmbH
Spisergase 24
CH-9000 St.Gallen
Tel. 071 223 85 35
Fax 071 223 14 06

ROCK | POP | JAZZ | KLASSIK

TONART



Frongartenstrasse 15
9000 St.Gallen
Telefon 071 222 02 23
musik@ton-art.biz
www.ton-art.biz

hörbar
bücher zum hören

Spisergasse 36
Eingang Zeughausgasse
9000 St.Gallen
Tel 071 222 97 24
Fax 071 222 97 25
hoerbuch@hoerbar.org
www.hoerbar.org

Ihre Ohren werden Augen machen

Mo • geschlossen
Di, Mi • nach tel. Vereinbarung
Do • 13.30 – 20.00
Fr • 13.30 – 18.30
Sa • 10.00 – 16.00

Auf dem Dach des besetzten Sulzerhochhauses, Februar 2004

Sofern die Träume des Winterthurer Stadtrates wahr werden, soll einmal ein Luxuseinkaufszentrum stehen, wo früher das Volkshaus stand. Seit sich der Hauptinvestor Globus zurückgezogen hat, ist das allerdings nicht mehr wahrscheinlich. Abgebrochen wurde trotzdem, der Stadtrat hatte panische Angst vor einer Besetzung.

chende, halb unter der Autobahn. Weiter draussen geht das Wohnquartier noch weiter, ein Quartier, das die Stadt offenbar als unrettbar verloren betrachtet. Es hat nicht einmal Lärmschutzwände.
Nimm den Bus zurück zum Hauptbahnhof. Du stehst auf dem Bahnhofplatz. Vor dir die Technikumstrasse (auch etwa 24000 Motorfahrzeuge im Tag). Auf der anderen Seite neben dem Parkhaus liegt schon wieder eine eingezäunte Lücke, diese allerdings etwas grösser. Hier stand bis vor kurzem das Volkshaus, hier soll einmal ein Luxuseinkaufszentrum stehen, wenn die Träume des Stadtrates wahr werden. Allzu wahrscheinlich ist das nicht mehr, seit sich der Hauptinvestor Globus zurückgezogen hat. Abgebrochen wurde trotzdem, weil der Stadtrat panische Angst vor einer Besetzung hatte.
Hin und wieder verwandelt sich der Bahnhofplatz auch in einen Polizeikessel. Zum Beispiel Ende November 2004, als die Polizei mit einem Grossaufgebot eine Demo gegen die SVP verhinderte, obwohl die VeranstalterInnen eine Bewilligung eingereicht hatten. Der neue Wegweisungsartikel wird erstmals angewendet – gegen potenzielle DemonstrantInnen.

«Sämtliche Menschenansammlungen, zum Beispiel gemütliches Zusammensitzen, Musikhören oder auch Kundgebungen könnten aufgelöst werden, indem die Polizei die daran beteiligten Personen kurzerhand als ‹Hooligans› oder ‹Randalierer› deklariert.»

Du kannst jetzt durch die Altstadt spazieren, im Widder (Metzggasse 9) einkehren, im Atropa (Kirchplatz 2) Bücher oder im Hako (Steinberggasse 53) Getränke kaufen, dann hast du einen kleinen Ausschnitt des alternativen Winterthurer Gewerbes gesehen. Es gibt noch viel mehr – Baugenossenschaft, Stromergenossenschaft, Gartengenossenschaft, Solartechnik, Bastelwerkstatt und so weiter. Zuoberst in der Altstadt, an der General-Guisan-Strasse 31, steht das älteste besetzte Haus der Stadt. Im Keller gibt es laute Konzerte und dienstags und freitags Essen und Barbetrieb.
Über die Strasse, links am Schulhaus vorbei, folgst du der ruhigen Seidenstrasse bis zur Kreuzung Pflanzschulstrasse, gehst nach rechts über die St.Gallerstrasse. Wieder bist du in einem Industriequartier. Es ist eines der ältesten der Stadt, das Areal der einstigen Seidenweberei, «Sidi» genannt. Die obere Shedhalle an der Bäckerstrasse ist seit November 2004 besetzt. Hier gibt es jeden Mittwochabend Essen, oft auch Veranstaltungen.

«Die Besetzung soll aber nicht nur eine Besetzung zwecks Wohnraum bleiben, sondern auch kulturellen, gastronomischen und nicht zuletzt politischen Forderungen Genüge tun.»

PS: Die Igel sind immer noch schneller als die Hasen. 13. November 2004: 200 Leute feiern eine Sauvage in einer leeren Sulzer-Halle. Als die Polizei morgens um zwei die Halle stürmt, ist niemand mehr da: Die BesetzerInnen haben das Gebäude durch einen unterirdischen Gang verlassen. 8. Februar 2005: Eine Aktivistin und ein Aktivist stehen vor Gericht, weil sie im November 2004 eine Villa der Haldengut AG besetzt haben. Nach dem Willen der Staatsanwaltschaft soll die Aktivistin, eine «Wiederholungstäterin», drei Monate unbedingt ins Gefängnis. Jetzt stellt sich aber heraus, dass der Strafantrag gar nicht gültig ist: Zwei Vertreter der Haldengut AG hätten ihn unterschreiben müssen. Es hat aber nur einer unterschrieben. Und die Frist für das Einreichen der Anzeige ist inzwischen abgelaufen.

«Euer Standort ist unser Widerstandort.»

Bettina Dyttrich, 1979, ist WOZ-Redaktorin, geht am liebsten zu Fuss und findet das Leben in Winterthur endlich spannend. Die Zitate stammen aus Flugblättern.

Die Arbeiterhäuser an der Jägerstrasse (links), kein Wohnprojekt

TOURISTEN **IM EIGENEN LAND**

«Den Gazastreifen sofort verlassen!»

«Die Mehrheit entscheidet: Wir verlassen den Gazastreifen!»

Idit ist in Israel geboren und aufgewachsen, ist israelische Staatsbürgerin, hat ihr Studium der Ethnologie dort absolviert, sie lebt in einem Dorf in der Nähe von Tel Aviv. Ihr Mann ist Jurist, gemeinsam haben sie ein Kind, miteinander sprechen sie Hebräisch. Idit kennt Indien gut und Indonesien, schon während des Studiums hat sie Reisegruppen durch beide Länder geführt. Idit spricht kein Deutsch, doch wenn sie in Asien unterwegs ist, reist sie als Deutsche mit einem EU-Pass. Das ist einfacher als mit dem Pass des Judenstaates. Und Indonesien könnte sie als Israeli ohnehin nur unter erschwerten Umständen betreten, denn das Land unterhält keine diplomatischen Beziehungen zu Israel.

Idit ist eine unter unglaublich vielen Menschen, die in Israel geboren und aufgewachsen sind und die im Ausland als Bürger der EU unterwegs sind. Und es werden noch mehr, seitdem Polen der Europäischen Union beigetreten ist. Tag für Tag erscheint auf der Frontseite der israelischen Tageszeitung «Ha'aretz» das Inserat einer Anwaltskanzlei mit der Aufforderung, sich mit ihr in Kontakt zu setzen: Wer nämlich Grosseltern nachweisen kann, die aus Deutschland, Österreich oder neuerdings auch Polen stammen, kann sich erfolgreich um die Staatsbürgerschaft des Ursprungslandes seiner Vorfahren bewerben. Die zweite Intifada mit ihren Attentaten und die wirtschaftlich schwierige Lage in Israel bringen es mit sich, dass sich sehr viele junge Israeli, welche die frühere Heimat ihrer Grosseltern nicht kennen, mit den Botschaften europäischer Länder in Tel Aviv in Kontakt setzen.

Lockeres Verhältnis zur Geschichte

Edna, in einem Vorort von Tel Aviv geboren, arbeitet heute in New York als Kindermädchen bei einer jüdischen Familie, der es wichtig ist, dass die beiden Kinder bereits spielerisch Hebräisch lernen. Edna und ihre Geschwister haben alle seit einiger Zeit das Bürgerrecht von Oberhelfenschwil (SG), des Heimatortes ihres Grossvaters. Deutsch spricht auch Edna nicht, die Schweiz kennt sie nicht wirklich. Aber es ist leichter, als Schweizerin in der Welt unterwegs zu sein. Ein Pass, so scheint es, ist heute bloss noch ein Reisedokument, das je nach Reiseziel oder Arbeitsort eingesetzt wird. Ein Pass kann aber auch eine Art Sicherheit darstellen für unsichere Zeiten.

Tami, die bei Nethania nördlich von Tel Aviv aufgewachsen ist und in Milano als Industrial Designerin arbeitet, will demnächst die deutsche Staatsbürgerschaft beantragen. Ihr Grossvater wurde vor dem Zweiten Weltkrieg im deutschen Görlitz ausgebürgert, weil er Jude war. Jetzt will Tami in Europa arbeiten, was sie als deutsche Staatsbürgerin mit englischen und italienischen Sprachkenntnissen wird machen können. «Nudelsuppe» und «Kindergarten» bilden den Grundstock ihres sehr beschränkten deutschen Wortschatzes. Nie hätten sich Tamis Grossvater oder Vater in Deutschland wieder einbürgern lassen. Nie hätte sich Idits Mutter einen deutschen Pass zugelegt, wo doch ihre Eltern von den Nazis vetrieben wurden. Die Zeit heilt die Wunden nicht, aber die neue Generation geht sechzig Jahre nach Ende des Krieges lockerer mit der Geschichte um, wenn es um die Möglichkeit geht, zu reisen und im Ausland zu arbeiten.

Urlaub als Marathonlauf

Sie sind jung, und sie schwirren aus. Nach der Schule müssen die Jungens drei Jahre, die Mädchen zwei Jahre Militärdienst absolvieren. Nicht alle dienen sie in den besetzten Gebieten, wo sie Gewissenskonflikte plagen und die Gefahr auf jeder Strasse lauert, weil die Besatzungsarmee hier verhasst ist. Die Präsenz des Militärs und der jungen Soldatinnen und Soldaten ist allgegenwärtig, denn das Land befindet sich seit seiner Gründung und noch länger im permanenten Kriegszustand. Kaum haben sie die Zeit im Militär absolviert, setzen sie sich für ein Jahr ins Ausland ab, wo sie der gespannten Situation endlich ausweichen wollen: Waren früher Reisen durch Europa beliebt, so stehen heute Trecks durch Lateinamerika, Indien und Indonesien auf dem Programm. So viele junge Rucksacktouristen aus Israel sind in diesen Regionen unterwegs, dass es in mehreren Ländern schon Hotels und Restaurants gibt, die Israeli für ihre Landsleute betreiben, Treffpunkte, wo Informationen ausgetauscht und von wo E-Mailkontakte zur Familie zuhause gepflegt werden.

Nach einem Jahr kehren sie zurück, absolvieren ihre Studien an einer der Universitäten Israels, um dann angesichts der hohen Arbeitslosenquote den Versuch zu unternehmen, wieder ins Ausland zu ziehen und es dort zu probieren. 750 000 israelische Staatsbürger leben mittlerweile ausserhalb des jüdischen Staates. Und sie kehren regelmässig zurück in ihre Heimat, bleiben dort eine Woche oder zwei, verbringen hier ihre Ferien, wissen, dass es nicht leicht ist, in Israel zu leben und kehren wieder in die USA oder anderswohin zurück. In den Ferien in Israel absolvieren sie

«Wir sind verpflichtet, den Gazastreifen zu verlassen. Subito!»

«Dienstverweigerer aus Gewissensgründen müssen befreit werden!»

einen wahren Marathonlauf, treffen Verwandte und Freunde, sehen ehemalige Schul- und Studienkollegen, gehen intensiv aus, um endlich wieder israelische Filme und Theateraufführungen zu sehen, reisen in Mietwagen durch ein Land, in dem die Touristikindustrie seit drei Jahren eingebrochen ist und wo sie heute eine wichtige Touristengruppe bilden.

Rasanter Wandel

Man trifft sie am Strand von Tel Aviv, wo sie im Dezember oder Februar bei Temperaturen, die in Europa nur im Frühsommer herrschen, mit Begeisterung vom Wetter sprechen. Sie decken sich mit Büchern ein, die mit ins Ausland kommen, sie sind hin und hergerissen zwischen ihrem Wohnort und ihrer Heimat, in welche die wenigsten von ihnen für immer zurückkehren werden. Und sie treffen auf ein Land, das sich in den letzten Jahren so stark verändert hat. Im Mann-Auditorium, der Konzerthalle von Tel Aviv, sitzen sie inmitten von Zuhörern, die zumeist Russisch sprechen, Mitglieder der rund eine Million Einwohner zählenden Zuwanderergruppe aus den GUS-Staaten, die in den letzten Jahren die ehemalige Sowjetunion haben verlassen können. Die aus Russland und der Ukraine stammenden Liebhaber klassischer Musik haben nach und nach die aussterbende Gruppe der deutschen und österreichischen Juden ersetzt, die früher das Gros der Zuhörer der Konzerte des Israel Philharmonic Orchestra bildeten. Mehrere russische Tageszeitungen erscheinen in Tel Aviv. Und es kann einem leicht passieren, dass man im Radio zuerst auf russischsprachige Sendungen trifft, bevor man die Nachrichten in der Landessprache hören kann.
Die Rückkehrer auf Zeit staunen aber auch über die vielen philippinischen Frauen, die sie in den städtischen Parkanlagen antreffen: Weil sich Israeli nicht mit der nervenaufreibenden Arbeit mit gebrechlichen Betagten abrackern mögen, leben heute Tausende von Gastarbeitern aus den Philippinen, aus Rumänien, Bulgarien und Polen in Israel, die sich hier um die pflegebedürftigen Betagten kümmern. Sie wohnen mit ihnen unter einem Dach, sie überweisen ihren Lohn ihren Familien zuhause, sie lernen unglaublich rasch die Landessprache und haben alle am Sonntag frei, der in Israel ein Arbeitstag ist. Gastarbeiter aus Thailand und den Philippinen, die in der Landwirtschaft heute die Palästinenser ersetzen, denen es nicht mehr erlaubt ist, aus den besetzten Gebieten zur Arbeit ins israelische Kernland zu fahren, dürfen einige Jahre in Israel arbeiten, müssen dann aber das Land wieder verlassen. Weil aber die Verdienstmöglichkeiten in ihren Ländern noch weitaus schlechter sind, tauchen nicht wenige in den israelischen Siedlungen des Gazastreifens unter, wo die Fremdenpolizei kaum durchgreifen kann.

Waffen dabei?

Die Zugereisten aus dem Ausland treffen aber auch auf ein Land, in dem Hektik und Wandel den Alltag prägen. Wer ein Jahr nicht in Tel Aviv war, staunt über die neuen Wolkenkratzer, staunt darüber, wie wiederum alte Häuser aus der Bauhaus-Epoche an den Boulevards der Stadt renoviert wurden und muss sich immer wieder von neuem daran gewöhnen, dass an jedem Restauranteingang, vor jedem Warenhaus und Kino ein Wachmann steht, dem der Rucksack, die Hand- oder Einkaufstasche geöffnet und gezeigt werden müssen. Die Selbstmordattentate haben zu einer Wachsamkeit geführt, die keiner mehr missen will. «Yesh Neshek?», heisst die Frage, mit der man nach der Kontrolle und nach dem Abtasten der Kleider mit einem elektronischen Metalldetektor gefragt wird. «Waffen dabei?», bedeutet diese Frage.
Wer eine Waffe mit sich trägt, muss seinen Waffentragschein vorweisen, erst dann darf er das Lokal betreten. Regelmässig werden die Türwächter von Kontrolleuren in Zivil getestet. Hat ein Wachmann Leute unkontrolliert oder gar unbefragt mit Waffen durchgelassen, verliert er sofort seine Arbeit und wird das betreffende Lokal für die Dauer mehrerer Tage geschlossen. So geschehen im «Maxim», jenem Lokal in Haifa, das vor anderthalb Jahren von einer palästinensischen Selbstmordattentäterin in die Luft gesprengt wurde, wobei 20 Gäste, Juden, Moslems und Christen, den Tod fanden. «Yesh Neshek?», fragte der Wächter die Studentin am Eingang des Restaurants Marmorek in Tel Aviv, worauf sie antwortete: «Ken, Ha chiuch sheli» – «Ja, mein Lächeln!».

Zu den Bildern: Forderten früher die Parolen auf Autos, die Golanhöhen niemals zurückzugeben, so haben sich die politischen Ansichten, zumindest auf den Stickers, gewandelt: Die Forderung nach dem Rückzug aus den besetzen Gebieten ist in Tel Aviv unübersehbar. Bilder: Michael Guggenheimer

Michael Guggenheimer, Publizist in Zürich, lebte bis zu seinem elften Altersjahr in Tel Aviv. Um seine erste Sprache nicht zu vergessen, verbringt er jeweils die Weihnachtstage in seiner ersten Stadt. 2004 ist sein Buch «Görlitz. Schicht um Schicht - Spuren einer Zukunft» erschienen, das demnächst in einer polnischen Übersetzung ausgeliefert wird.

DES DAHEIMGEBLIEBENEN **GEWINN**

«Einer, der reist, erscheint uns hübscher, schöner, kräftiger, reicher, klüger, liebenswürdiger, anheimelnder als einer, der uns als Figur längst bekannt ist. Fremdheit führt zu Vertrautheit, Bekanntheit zu Entfremdungen, womit ich einen Reisewesenspunkt berührt zu haben meine. Einheimische kommen uns knauserig, Reisende freigebig vor, und in der Tat machen uns Abwechslungen gütig, indes wir uns in den Einförmigkeiten mitunter verschliessen. Angesichts der Offenheit der Welt öffnen wir uns selbst.»

Die menschliche Sprache greift, wo ihr die Worte fehlen, gerne zum Pinsel: Wo sie früher von der «Gelben Gefahr» sprach, spricht sie heute vom «Gelben Riesen», aus der «blauen Blume Poesie» formte sie den «Montags-Blues» und die «Graue Vorzeit» verwandelte sich unmerklich in den «Grauen Alltag». Vor ihm graut uns bereits am Sonntagabend, und die Vorstellung, bereits am nächsten Tag um Nullachtfünfzehn wieder Teil jener sagenhaften «bunten Menschenmenge» am Bahnhof zu sein, törnt uns nicht an.

Vor einigen Monaten hörte ich am Radio das Interview mit einer Russin aus Moskau, die seit vielen Jahren in Berlin lebt. Sie wurde gefragt, was der grösste Unterschied sei zwischen einem Alltagsleben in Moskau und in Berlin. Ihre Antwort lautete: das Unerwartete. In Moskau wisse sie beim Verlassen der Wohnung nie, was ihr die nächsten fünf Minuten bringen würden. Der simple Gang zur Metro könne einem x Überraschungen der angenehmen oder auch unangenehmen Sorte bescheren. In Deutschland hingegen passiere einem nichts Unvorhergesehenes.

St.Gallen, Hauptbahnhof. Grauer Februar, diesiger Abend. Ich nähere mich der Bushaltestelle. Graue Mäuse, dumpfes Warten. Plötzlich mache ich eine heftige Bewegung aus, Rufe. Ein Handgemenge? Die Punks? Die Drogenhändler? Alle starren, ich auch. Im Näherkommen sehe ich, um was für ein Gerangel es sich handelt: Ein Mann mit schwarzer Hautfarbe spielt mit seinem Jungen ein Spiel, bei welchem der ganze Körper und die Stimme ihren Einsatz haben. So warm wie die beiden hat wohl hier niemand sonst. Und so viel Spass beim Warten auch nicht.

St.Gallen, Multergasse. Stosszeit. Ich höre schon von weitem eine skandierende Stimme. Ein Strassenkünstler? So falsch ist das gar nicht: Vor dem Manor steht ein ärmlich gekleideter, wahrscheinlich aus Südosteuropa hergereister Grossvater mit Kinderwagen. Unter lauten Rufen lässt er die Puppe seiner Enkelin an der Haltestange turnen. Die Kleine jauchzt. Ein Kind an der Hand seiner Mutter bleibt mit offenem Munde stehen. Ärgerlich wird es weitergezogen. Man ist hierzulande dezent.

St.Gallen, Hotel Ekkehard, Griechischer Silvester. Gefolgt sind der Einladung etwa fünfhundert Griechen und zwei «Einheimische». Sie fühlen sich fremd. Sie verstehen keine der Mikrofondurchsagen, niemand beachtet sie, die Kreistänze wirken fast schon bedrohlich. Vor Mitternacht werden mitgebrachte Sektflaschen und Knabbersachen hervorgezaubert – die beiden Einheimischen schlucken leer. Doch unversehens stehen Gläser auf dem Tisch, Nüsschen, Blätterteiggebäck, es wird mit ihnen angestossen, Hände werden geschüttelt, Wünsche getauscht. Die Musik hebt an zu spielen – schon wieder einer dieser Zorbastänze! Die beiden Einheimischen kennen Griechenland nur aus dem Film, vom Essen im Restaurant und vom Trojanischen Krieg, doch jetzt werden sie auf die Tanzfläche genötigt, und sie drehen sich lächelnd unter lächelnden Gesichtern im Kreis.

St. Gallen, Stadtpark. Es ist November, unter den Bäumen auf dem Rasen türmt sich das Laub zu hohen Wällen. Ich stelle mich mit einem kleinen Mädchen unter einen der Bäume und reisse an den herunterhängenden Ästen, damit wir im Blätterregen «duschen» können. Da kommt St.Gallens vornehmster Strassenkehrer mit seinem Wägelchen dahergelaufen. Seine gelassene Gangart, sein schöner, aufmerksamer Gesichtsausdruck ist mir schon seit langem aufgefallen. Er bleibt stehen, schaut unserem Treiben zu – und sagt in gebrochenem Deutsch: «Warum so machen? Ist doch schön, Bäume mit Blätter!», schüttelt den Kopf und geht weiter. Die Schweizer mit ihrem Sauberkeitsfimmel, mag er sich gedacht haben. Jetzt räumen die im Herbst auch noch den Stadtpark auf.

Wenn wir schon nicht alle paar Wochen in die Fremde reisen können, so lassen wir doch das Fremde zu uns gereist kommen. Nicht nur zu unseren Flughäfen und Bahnsteigen und Quartierstrassen, nein: mitten hinein in unsere angeödete farbenhungrige Wahrnehmung.

«Des Reisenden Gewinn scheint mir auf der Unalltäglichkeit zu beruhen, die er mühelos erwirbt.»

Die St.Galler Schriftstellerin **Christine Fischer** berichtet monatlich aus der Perspektive der Spaziergängerin über die Stadt – mit auf den Weg nimmt sie ein Zitat Robert Walsers, der das Spazieren einmal als «Schaffensbedingung des Poeten» gerechtfertigt hat. Ihre Begleiterin ist **Lika Nüssli**. Die Illustratorin geht für ihre Zeichnungen vom selben Walser-Zitat aus, ohne Fischers Text zu kennen.

Nach dem Widerstand die Gebrauchsgraphik + + Auch Bruno Margadants Picasso-Sammlung ist voller politischer Bezüge + + **St.Gallen Theatersportler brechen zu den Färoern auf, im Kinok kann man sogar auf die andere Seite des Mondes reisen** + + Ausserdem: Stillstand der Globalisierungskrieger in Bregenz.

Bilder: Florian Bachmann und A. M.

OJO! ACHTUNG! AUGEN AUF!

Seit einem halben Jahrhundert sammelt der Publizist Bruno Margadant Plakate aus aller Welt. Nach Schweizer Plakaten und solchen der internationalen Arbeiter- und Friedensbewegung ist nun seine dritte Sammlung öffentlich zu sehen: «Für den Tag gedruckt» heisst die Präsentation von Picassos Gebrauchsgraphik, die bis zum 24. März im St.Galler Regierungsgebäude zu sehen ist. **von Adrian Riklin**

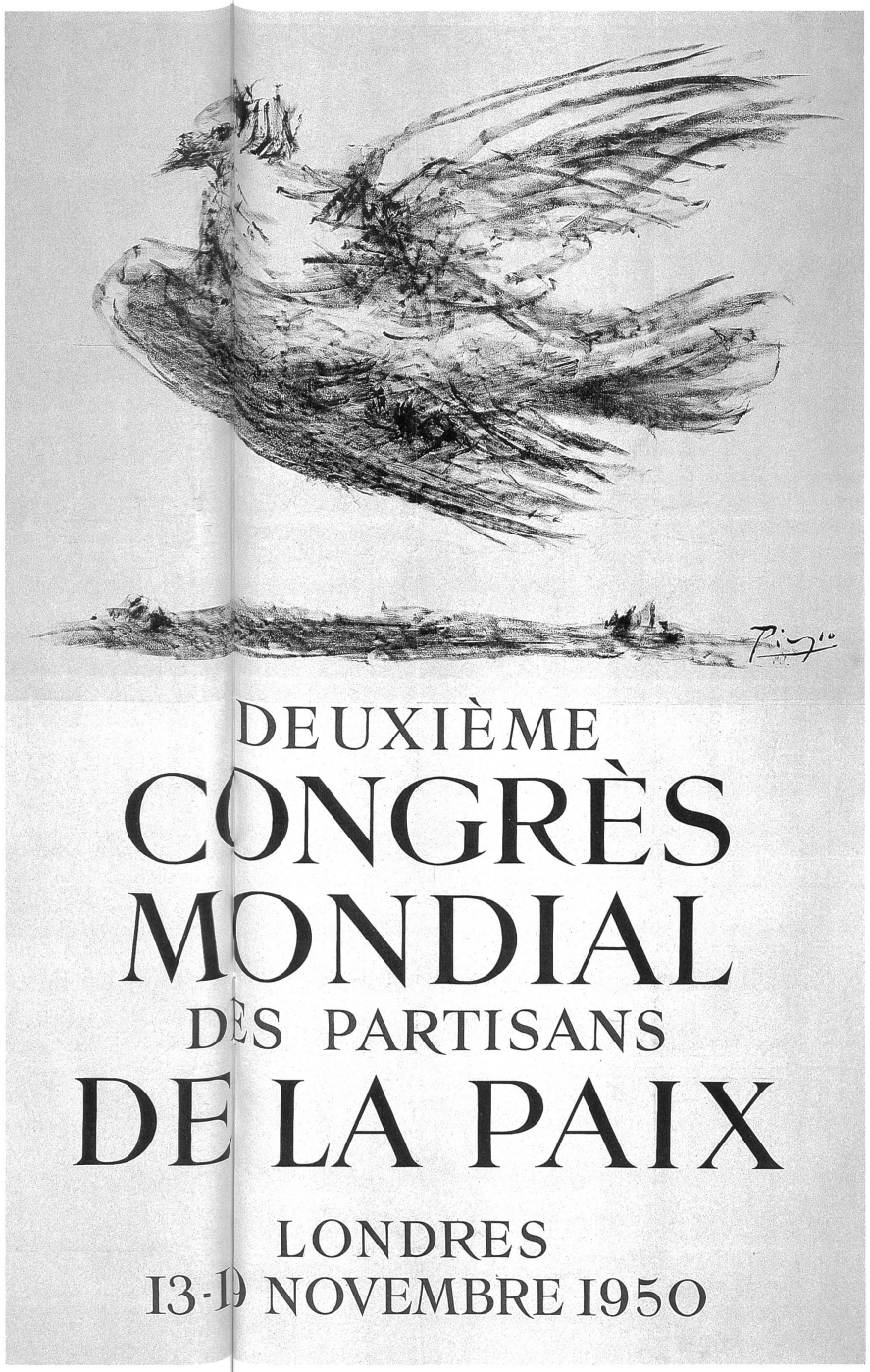
Freitagabend, 11. Februar 2005. Noch vor nicht allzu langer Zeit wäre eine solche Szene unvorstellbar gewesen: Der neue Leiter des Amtes für Kultur begrüsst im Regierungsgebäude zur Vernissage einer Ausstellung mit Plakaten, die zum Klassenkampf und zum Weltfrieden aufrufen. Und dies nicht etwa mit der Absicht, die Gäste vor solch kommunistischer Unerhörtheit zu warnen und gebührend abzuschrecken, wie es im Kalten Krieg der Fall hätte sein können. Der «Bündner Sammler und Jäger» Bruno Margadant, dem der Kanton in den Personen von Hans Schmid und Regierungsrätin Kathrin Hilber an diesem Abend so dankbar zu Füssen liegt, ist noch immer Sozialist mit Leib und Seele. Die Gründe dafür, dass dieser Tage in St.Gallen die bisher umfassendste Präsentation von Picassos Gebrauchsgraphik im deutschen Sprachraum zu sehen ist, liegen nicht primär in der Sammlertätigkeit eines Kunstbeflissenen, sondern in der dokumentaristischen Obsession eines politisch engagierten Zeitgenossen.

Bis vor kurzem war es dem bürgerlichen St.Gallen weitgehend entgangen, was für ein publizistisches «Schwergewicht» es beherbergt: Vier Jahrzehnte lang, von den Anfängen des Kalten Krieges bis zum Zusammenbruch der kommunistischen Republiken in Osteuropa, war Margadant der kontinuierlichen Überwachung durch die Bundespolizei ausgesetzt. Viermal hat Margadant aus politischen Gründen seinen Arbeitsplatz als Schriftsetzer verloren. Erstmals 1949 bei der «NZZ», später beim «Blick». Eine gute Offerte auf Margadants zahlreiche Bewerbungsschreiben kam daraufhin einzig von der Buchdruckerei Flawil AG. Dass er von 1959 bis 1975 in Flawil einen regelmässigen Broterwerb hatte, verdankt er noch heute dem damaligen Direktor der Druckerei, einem Freisinnigen, der in «echt liberaler Gesinnung» zu ihm gehalten habe.

Ein Kind der Arbeiterbewegung

Politisches Engagement gehört für Margadant, der 1929 in Zürich geboren wurde und in Chur aufwuchs, seit seiner Kindheit zum Alltag. Seine Mutter hatte während des spanischen Bürgerkriegs in Barcelona als Hilfsschwester Verletzte betreut, sein Vater, Arbeiter beim Städtischen Wasserwerk Zürich, organisierte ab 1938 in Schweizer Winterkurorten, deren Hotels in den Kriegsjahren leer standen, die Arbeiter-Skilager der Naturfreunde. Margadants Tätigkeit als Plakatsammler begann in den späten vierziger Jahren. In Mutters Küchenschrank in Chur lagerten schon damals Rollen mit Plakaten, die er von Reisen mitgebracht hatte, visuelle Zeugnisse der Arbeiterbewegung und des Zeitgeschehens. Prägend hierfür war seine Teilnahme am ersten Weltjugendfestival in Prag 1947.

Um 1949 ergab sich die Vorstellung «einer Sammlung in drei Teilen»: Schweizer Plakate, internationale sozialistische Plakate und Picasso-Plakate. Alle drei waren in den 50er-Jahren rudimentär vorhanden und wurden in der Folge ausgebaut und seit den 80er-Jahren der



Plakat für den zweiten Weltfriedenskongress in London/Sheffield 1950, mit Picassos Friedenstaube.

Reihe nach publiziert und veräussert. 1983 brachte Margadant das Buch «Das Schweizer Plakar 1900-1983» heraus. 1998 trennte er sich von seiner zweiten Sammlung: Die rund 2700 politischen Plakate wurden vom Museum für Gestaltung in Zürich erworben. Dazu erschien das Buch «Hoffnung und Widerstand. Das 20. Jahrhundert im Plakat der internationalen Arbeiter- und Friedensbewegung».

Picassos Friedenstaube

Auf Picasso aufmerksam wurde Margadant 1949 durch dessen erstes Friedensplakat. In einer Zeit, da die Fronten des Kalten Krieges bereits verhärtet waren, muss die Tatsache, dass der bekannteste Künstler des Jahrhunderts für die Weltfriedensbewegung einstand, wie ein Paukenschlag gewirkt haben. Margadant erinnert sich, das Plakat erstmals im Büro des Werbers Victor Cohen gesehen zu haben, der Ende der 40er-Jahre für die schweizerische Arbeiterbewegung Kampagnen betreut hatte. Jahre später, anlässlich des Umzugs des Werbebüros, nahm die in der PdA aktive Putzfrau Cohens das Plakat von der Wand und übergab es Margadant, der es als Souvenir noch heute in Ehren hält, obwohl in seiner Sammlung mittlerweile besser erhaltene Exemplare vorhanden sind.

Im Dezember 1950 verschickte Margadant eine selbst gestaltete Neujahrskarte, die von einem seiner Kameraden in der Genfer Coopi, wo Margadant damals als Schriftsetzer arbeitete, für ihn gedruckt worden war – unter Verwendung einer Autotypie von Picassos Lithografie «Colombe en vol», die im selben Jahr das Plakat des zweiten Weltfriedenskongresses in London geziert hatte. Die Taube stand für eine politische Botschaft und einen Künstler, der bereit war, sich in den Dienst dieser Botschaft zu stellen. So dekorativ Picassos Tauben heute durch ihre zigfache Reproduktion erscheinen mögen – zu ihrer Entstehungszeit verfügten sie über beträchtliche Sprengkraft. Picassos «Friedenstaube» wurde zum Wappentier der kommunistisch dominierten Weltfriedensbewegung.

Für den Alltagsgebrauch

Ebenso wie in Liedern und Gedichten von Bertold Brecht sah Margadant zunächst auch in Picassos Friedensplakaten lediglich Argumente für die politische Propaganda. Die Anregung, der Plakatsammlung durch Ausweitung ein neues Gepräge zu verleihen, ging von einer Ausstellung aus: 1973 hatte der französische Maler und Sammler Gérard Gosselin Zeugnisse des politisch engagierten Picasso vorgestellt. Sie öffneten Margadant die Augen für Picassos Gebrauchsgraphik. Rückblickend ist Mar-

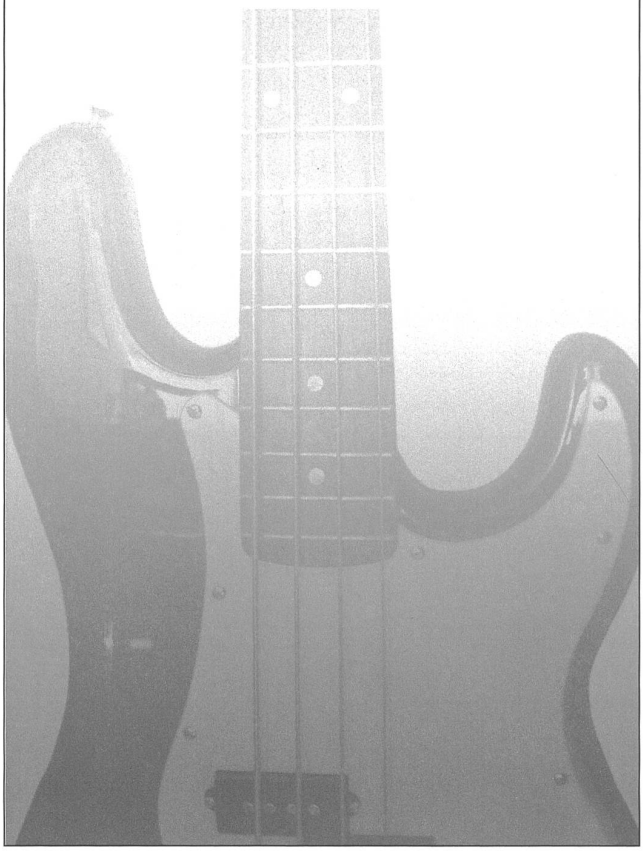
Stadt St.Gallen

„Klingendes Haus am Stadtpark"
Tag der offenen Tür

Rock- und Popularmusik:
Instrumentalunterricht
Gesang für Rock- Popmusik
Groove- und Bandworkshop

Samstag, 19. März 2005
10.00 bis 16.00 Uhr
Ort: Musikschulzentrum
Information über Musikunterricht
Klangschnuppern und Klangdemos

Jugendmusikschule der Stadt St. Gallen
Rorschacher Str. 25
9004 St. Gallen
jugendmusikschule@stadt.sg.ch
www.jugendmusikschule.stadt.sg.ch



toxic.fm 107.1

REFRESHING AIR...
RADIO AUF UKW 107.1 MHZ
KABEL 101.6 MHZ (SG,AR,AI) + 98.95 MHZ (TG)
WWW.TOXIC.FM

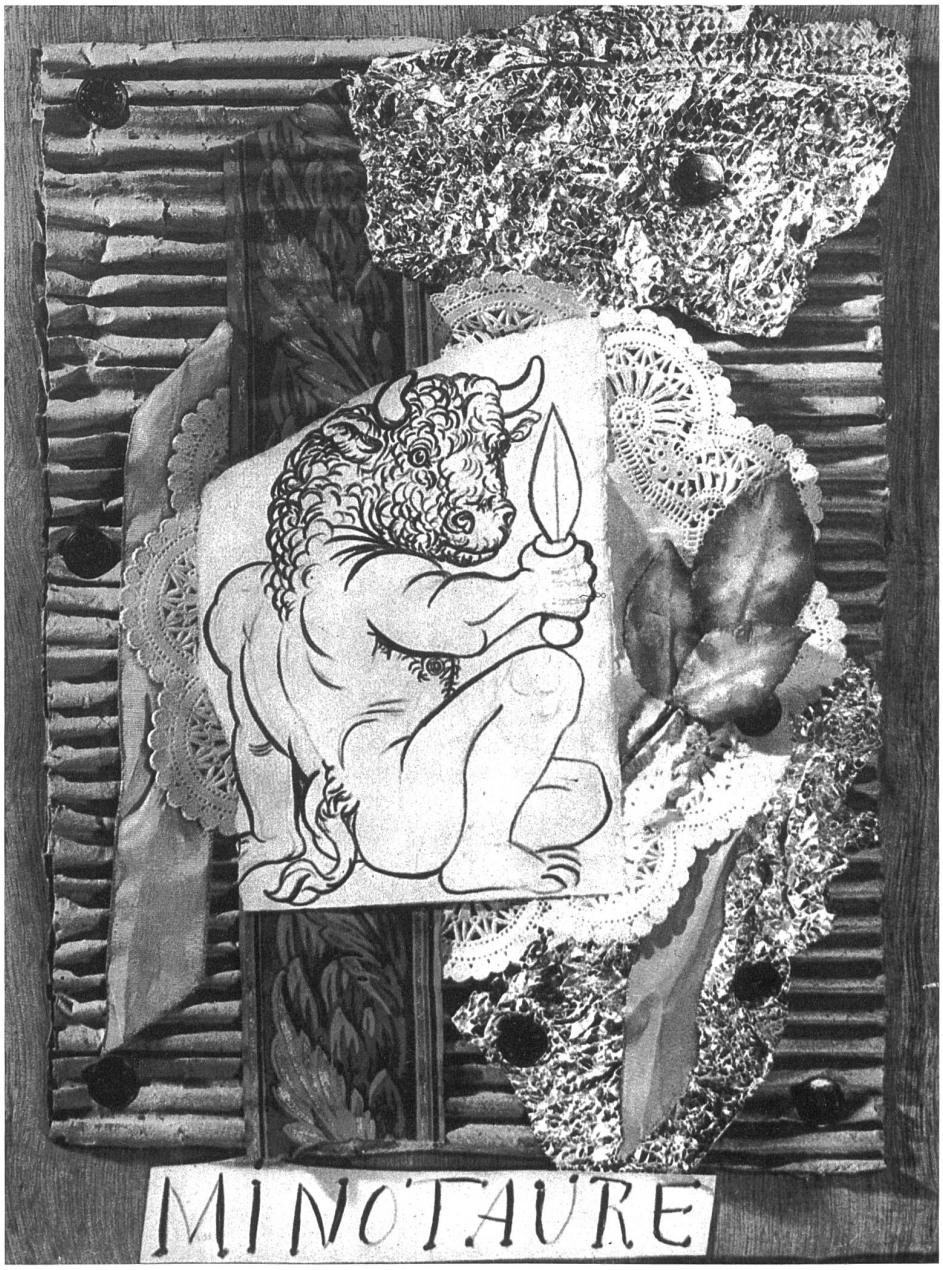
DEIN SOUND. DEIN SENDER. JETZT.

fabienne.daugaard@toxic.fm _ illu: eli.ch.tt

gadant unverständlich, wie er für Schutzumschläge, Bucheinbände, Kataloge, Programme, Zeitungen und Karten aus der Hand Picassos so lange hatte blind sein können. Da die Lebensdauer solcher für den Alltagsgebrauch hergestellten Produkte kaum über die Zeit ihrer primären Nutzung hinaus währt und ausdauernde Streifzüge durch Antiquariate, Trödelmärkte und Messen nötig machte, konnte Vollständigkeit nicht das Ziel sein. Vielmehr ging es darum, anhand einer repräsentativen Auswahl die Vielfalt von Picassos Tätigkeit als Gebrauchsgraphiker zu illustrieren.
Margadants frühzeitiger Rückzug aus dem Erwerbsleben, der ihm 1974 durch die Ehe mit der Fachlehrerin und damaligen St.Galler SP-Kantonalpräsidentin Alexa Lindner ermöglicht wurde, erleichterten es ihm, dieses mit zeitintensiven Recherchen verbundene Ziel zu erreichen. In drei Jahrzehnten hat Margadant seiner 180 Exemplare umfassenden Plakat-Sammlung über 160 Beispiele für das breit gefächerte gebrauchsgraphische Schaffen des Künstlers zur Seite gestellt. Dazu kommt eine an die 100 Titel umfassende Dokumentation mit Sekundärliteratur und Kuriosa der Picasso-Rezeption. Nach den Plakaten bilden die Bücher die grösste Gruppe innerhalb seiner Sammlung.

Kunst als Waffe

Die von Margadant zusammengetragenen Werke machen Netzwerke und langjährige Kollaborationen sichtbar, in denen Picasso nicht die überhöhte und isolierte Künstlerfigur abgibt, sondern Teamplayer ist. Vor allem aber zeigen auch sie eindrücklich, wie sehr sich Picasso als ein Künstler verstand, der seine Kunst immer wieder als Waffe gegen verschiedene Formen von Ungerechtigkeit einsetzte. «Was glauben Sie denn, ist ein Künstler? Ein Schwachsinniger, der nur Augen hat, wenn er Maler ist, nur Ohren, wenn er Musiker ist, gar nur eine Lyra für alle Lagen des Herzens, wenn er Dichter ist, oder gar nur Muskeln, wenn er Boxer ist?», fragte er 1945 in einem Interview in «Les Lettres francaises». Und antwortete: «Ganz im Gegenteil! Er ist gleichzeitig ein politisches Wesen, das ständig im Bewusstsein der zerstörerischen, brennenden oder beglückenden Weltereignisse lebt und sich ganz und gar nach ihrem Bilde formt. Wie könnte man kein Interesse an den anderen Menschen nehmen und sich in elfenbeinerner Gleichgültigkeit in einem Leben absondern, das einem so überreich entgegengebracht wird? Nein, die Malerei ist nicht erfunden, um Wohnungen auszuschmücken! Sie ist eine Waffe zum Angriff und zur Verteidigung gegen den Feind.»
Die Ausstellung im St.Galler Regierungsgebäude führt dies anschaulich vor Augen. Und so gehen dem einen oder anderen Ausstellungsbesucher, der in Picasso bis anhin vor allem die künstlerische Genialität gesehen hat, vielleicht die Augen auf für die zeitlose Botschaft, die in so manchem Werk des Jahrhundertkünstlers steckt. «Ojo»: Mit dieser Buchstabenfolge, die in erster Linie «Auge», dann aber auch so viel wie «Aufgepasst!», «Achtung!» oder «Vorsicht!» bedeutet, pflegte Picasso Dokumente zu bezeichnen, die er später im Wust seines Ateliers wiederzufinden hoffte. Er wandelte das im spanischen Kulturraum gängige Kürzel ab, indem er durch die Beigabe von zwei den O eingeschriebenen Punkten und einem X unterm J das Aussehen eines Gesichtes verlieh. Damit schuf er ein bildhaftes Symbol, das auch als Aufforderung zum Erwachen zu verstehen ist. Nicht parteipolitisch im Sinn eines sozialistischen Diktats, sondern menschlich im Sinn aktiver Solidarität.
Übrigens: An der Vernissage war auch ein älterer Herr zugegen, mit einem Schinkengipfeli in der Hand. In seiner einstigen Funktion als St.Galler Regierungsrat hatte er federführend dafür gesorgt, so manchem Linken den Zugriff zum täglichen Brot zu erschweren.



Von Picasso gestalteter Umschlag für die erste Nummer der Surrealisten-Zeitschrift «Minotaure», 1933.

Für den Tag gedruckt. St.Galler Regierungsgebäude, bis 24. März, täglich 14-17 Uhr. Zur Ausstellung erscheint ein reich bebilderter **Katalog** der Kuratorin: Katja Herlach, Für den Tag gedruckt, Picassos Gebrauchsgraphik – Die Sammlung Margadant, Scheidegger und Spiess, Zürich. **Rahmenprogramm:** Mi, 2. März, 18.30 Uhr: Öffentliche Führung mit Bruno Margadant. Mi, 9. März, 20 Uhr: Gespräch mit Bruno Margadant über sein und über Picassos politisches Engagement. Fr, 11. März, 19 Uhr: Lithoabend in der Steindruckerei von Urban Stoob. Di, 15. März, 18.30 Uhr: Öffentliche Führung mit Bruno Margadant. Mi, 16. März, 20 Uhr: Lesung und Konzert mit Beiträgen aus dem künstlerischen Umfeld Picassos. So, 20. März, 11 Uhr: «Le mystère Picasso» von Henri-Georges Clouzot im Kinok.

VEREINZELTE AUFHELLUNGEN

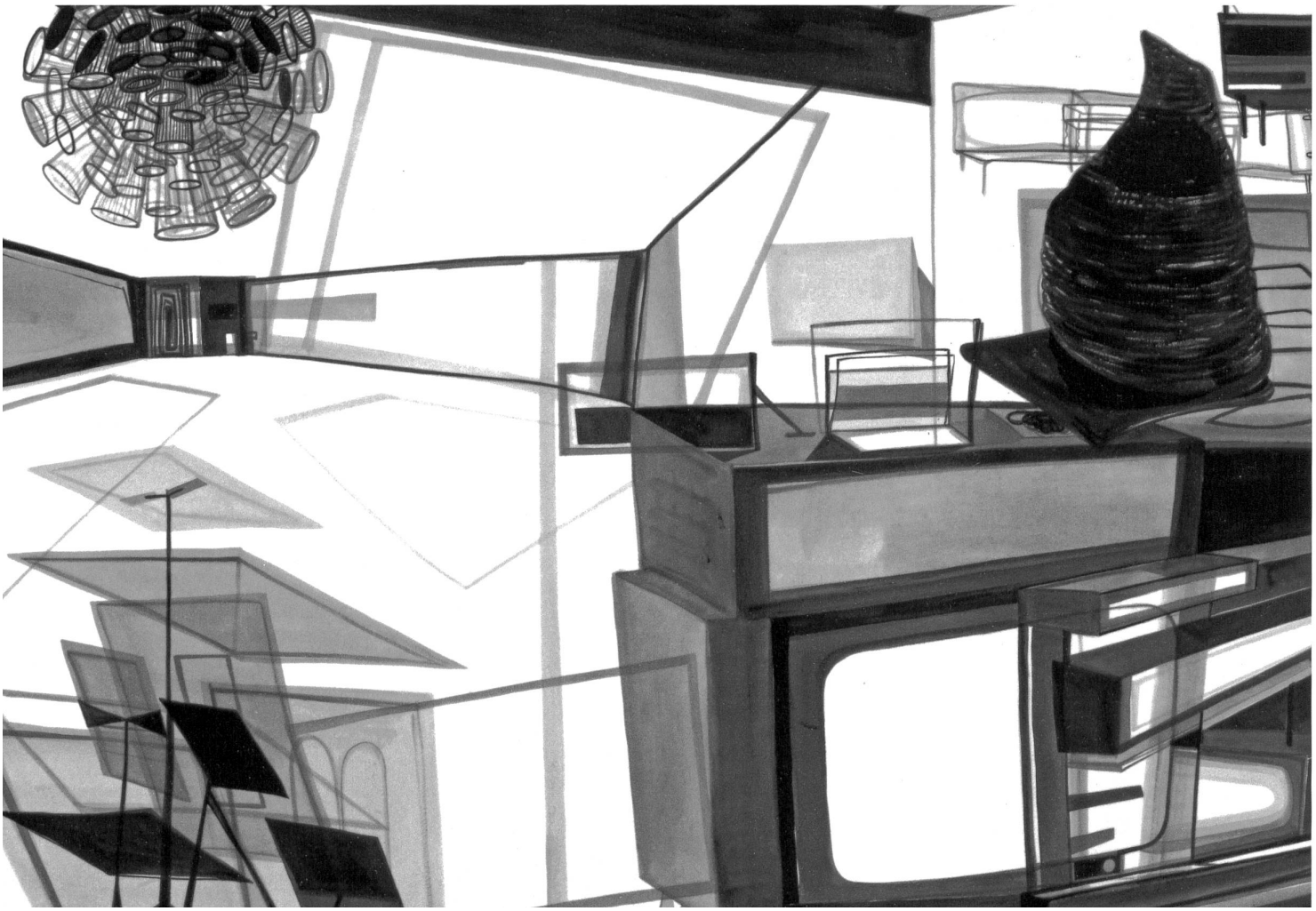
Seit einem halben Jahr bringen Christian Roellin und Bernhard Duerr neues Leben in die klein gewordene St.Galler Galerienlandschaft. Ihre Räumlichkeiten im Lagerhaus werden kontinuierlich zum Marktplatz, der Kunst schafft und bewirtschaftet. Darauf darf es manchmal auch anonym zu und hergehen: Ab Mitte März zeigen Ingmar Alge und Stefan Mauck fensterlose Eigenheime und verwinkelte Wohnhäuser. **von Martin Fischer**

St. Gallen war schneeweiss und nebelgrau an jenem Morgen, als ich in die Räume der Galerie «roellin/duerr» stapfte. Die Räume, im vergangenen September eröffnet, waren farbig wie das Wetter: Schneeweisse Wände und nebelgrauer Boden. Im Gegensatz zum Wetter jedoch voller Aufhellungen an den Wänden, leuchtender Fotografien und farbenfroher Videos. Klimaerwärmung im St. Galler Kunst- und Kulturwetter. Mit der Eröffnungsausstellung «Zeitgenössische finnische Fotografie» gelang Christian Roellin und Bernhard Duerr pünktlich zur Museumsnacht ein beachtlicher Start. Immerhin gehört die skandinavische Fotografie zur Zeit wohl zur – wie sagt man? – «spannendsten und angesagtesten» in Europa (wobei die Begriffe «spannend» und «angesagt» zwar nichts miteinander zu tun haben, in der Kunst aber trotzdem immer gemeinsam auftreten). Mit der darauf folgenden Ausstellung des Malers Sébastien de Ganay legten Roellin und Duerr schliesslich das Programm fest: Internationale Gegenwartskunst mit Schwerpunkt Malerei und Fotografie. Die aktuelle Ausstellung bringt nun beides zusammen.

Öffentlicher Marktplatz

Der Bregenzer Bernhard Duerr war während 30 Jahren im Medienbereich Österreichs tätig und bildet heute für die Galerie die Brücke zum Vorarlberg, über die immer wieder auch Kulturinteressierte nach St. Gallen gelangen. Der St. Galler Christian Roellin, mit vollem Titel lic. oec. HSG, war bislang im Finanzbereich verschiedener Banken- und Versicherungskonzerne tätig. Das Interesse für die Kunst hatte er einst vom Vater übernommen und immer wieder versucht, an seine Arbeitgeber weiterzugeben. Wo der Vater jedoch seine Kinder nicht zu ihrem Glück zu zwingen brauchte, musste der Arbeitnehmer seinen Arbeitgeber vor allem überzeugen. Heute hat diese Überzeugungsarbeit ein – insbesondere bei Banken und Versicherungen – anerkanntes Argument: «Corporate art» – Unternehmenskultur durch Sammeln und Pflegen von Kunst und Kultur.

Mittlerweile werden Roellin und Duerr zusätzlich durch den Praktikanten Magnus Resch, Student der Betriebswirtschaft an der Universität St. Gallen, unterstützt. Es wird erzählt, dass der kunstinteressierte Düsseldorfer nach seinem ersten Besuch einer Ausstellung derart begeistert gewesen sein soll, dass er sich kurzum entschloss, für die Galerie zu arbeiten. Dieser sehr «kaufmännische» Hin-



Cécile Hummel, Musiksaal, Basel, 2002, Gouache auf Papier.

tergrund aller Betreiber mag überraschen, ist aber nicht selten unter Galeristen. Eine Galerie muss verkaufen und verdienen. Sie ist der Marktplatz, ohne den der Künstler nicht leben könnte. Sammeln tut sie, im Gegensatz zum Museum, höchstens fürs Warensortiment. Dass eine Galerie gleichzeitig auch eine öffentliche Ausstellung ist, ist dabei nicht selbstverständlich. Eine «Galerie», das kann heute eine Internetseite, ein Messestand plus ein Warenlager sein. Mehr nicht.

Laufendes und Kommendes

Davon sind Christian Roellin und Bernhard Duerr jedoch weit entfernt. Als Galeristen sind sie Verkäufer mit kulturellem Engagement. Allein die sehr grosszügigen Öffnungszeiten zeigen, dass ihre Galerie nicht nur Käufern offen stehen soll. Roellin und Duerr wollen – das ist erklärtes Ziel – mit ihrem Angebot letztlich auch die Kunst- und Kulturszene in St. Gallen, der Ostschweiz und dem Bodenseeraum beleben. Galerien für Gegenwartskunst lassen sich in St. Gallen bislang an einer halben Hand abzählen. Mit «roellin/duerr» erhält nun die Stadt nicht nur einen neuen Marktplatz für Kunstschaffende und Sammler, sondern auch ein neues kulturelles Angebot – offen für alle. Wobei man als Besucher selbstverständlich auch zum Käufer werden darf. Was sich Christian Roellin als Gegenleistung für dieses Engagement von der öffentlichen Hand wünscht, ist «Interesse und Anerkennung» – Berücksichtigung beim Kauf von Kunst oder der Realisierung von Kunst am Bau, beispielsweise.

Die laufende Ausstellung zeigt Fotografien, Videos und Zeichnungen der drei Künstler Cécile Hummel, Boris Rebetez und Hildegard Spielhofer. Eine farblich bunte Mischung, die – Geschick des Galeristen – trotzdem kein kunterbuntes Durcheinander geworden ist. Empfehlenswert, um grauen Wintertagen zu entkommen. Beeilen muss man sich trotzdem, denn bereits am 12. März wird neuen Bildern Platz gemacht. Hochkarätig langweilig wird es dann ab dem 19. März, wenn die beiden Künstler Ingmar Alge und Stefan Mauck erstmal gemeinsam ihre Einfamilienhäuser sozusagen an die Öffentlichkeit zurückgeben werden. Dann wird aus dem grauen Boden der Davidstrasse eine Art graue Quartierstrasse werden, gesäumt von Alges fensterlosen Eigenheimen und verstellt durch Maucks kurios verwinkelte Wohnhäuser. Eine Ausstellung, an der man nicht vorbeieilen sollte. Tempo 30 und Vortritt für Fussgänger verstehen sich dabei von selbst.

roellin/duerr galerie, Davidstrasse 40-42, Lagerhaus St. Gallen, Di-Fr 12-19 Uhr, Sa 10-17 Uhr www.roellinduerr.com.
Bis 12. März 2005: Cécile Hummel (Basel), Boris Rebetez (Basel/Brüssel), Hildegard Spielhofer (Basel).
19. März bis 7. Mai 2005: Ingmar Alge (A-Hoechst), Stefan Mauck (Berlin/Bern). Vernissage: 18. März, 18.30 Uhr.

SCHAUFENSTER

FLÜCHTIGE ORTE

Sind die Werke von Cécile Hummel in St.Gallen noch käuflich zu erwerben (siehe nebenstehenden Artikel), so haben sie es im Thurgau bereits ins Museum geschafft: «Flüchtige Orte» heisst die Einzelausstellung, die das kantonale Kunstmuseum der Künstlerin in der Kartause Ittingen widmet: Sowohl mit Fotografien wie mit Zeichnungen hält Hummel die Welt vor dem Verschwinden fest: «Meine Werke sind Versuche, zufällige Stadtstilleben, Orte und Räume zu erfassen. Die Fotografie führt natürgemäss viele Informationen in einem Bild zusammen, während die Zeichnung – additiv und sukzessiv aufgebaut – gerade durch die Reduktion lebt. So verbinden, ergänzen und kontrastieren sich fotografierte Momente, die zu Erinnerungen gefroren sind, mit Zeichnungen, in denen sich Erinnerungsfragmente zu etwas Neuem zusammenfinden», sagt die Künstlerin. Wer befürchtet, dass sich ihm ob einer solchen Auseinandersetzung mit der Wahrnehmung der Kopf dreht, soll trotzdem nach Ittingen fahren. Schliesslich kann man sich da nach jeder Ausstellung in den besten Klostergarten der Welt setzen. Und alles wird schön still. **(ks.)**

Kunstmuseum Thurgau, bis 22. Mai. Mo-Fr, 14-18 Uhr, Sa und So, 11-18 Uhr.

SWEET TEMPTATIONS

Als Galerist wie als freier Kurator zählt der Kölner Rolf Ricke zu den Pionieren in der Vermittlung zeitgenössischer Kunst. In den sechziger Jahren stellte er in Europa als einer der ersten die amerikanische Minimal und Postminimal Art vor und begleitete das Schaffen von Künstler wie Donald Judd, Richard Artschwager oder Richard Serra. Von Letzterem soll auch die Bemerkung stammen: «Wenn ich will, dass der Dom versetzt wird, macht das der Rolf». Soweit musste es zum Glück nicht kommen, statt Steine schleppen konnte Ricke dranbleiben am Puls der Zeit. Er förderte heute beinahe in Vergessenheit geratene Künstler wie den seit 1971 vermissten Bill Bollinger, und stets von Neuem wandte er sich dem Neuem zu: Steven Parrino, Jessica Stockholder oder Amy Green, um nur wenige Künstler zu nennen. Unter dem Titel «Sweet Temptations» (Herr Ricke mag nicht nur Kunst, sondern auch Süssigkeiten) wird nun die private Kollektion des Förderers im Kunstmuseum St.Gallen gezeigt: «Dabei wird nicht wie heute allerorten üblich eine Sammlung als individuelle Leistung gefeiert, als solitäres Ganzes musealisiert oder gar als Demonstration ökonomischer Macht ausgebreitet. Im Gegenteil wird sie im Rahmen eines öffentlichen Museums auf ihre kunsthistorische Bedeutung hin befragt», schreibt Kurator Konrad Bitterli zur Ausstellung. Im Dialog mit Werken aus der Sammlung des Kunstmuseums, etwa von Roman Signer, John Armleder oder Oliver Mosset, werden so unerwartete Bezüge und neue Sichtweisen eröffnet – wohl ganz im Sinn des Wegbereiters, der an der Entstehung der Ausstellung eng beteiligt war. **(ks.)**

Kunstmuseum St.Gallen, bis 16. Mai, Di-Fr 10-12 und 14-17 Uhr, Mi bis 20 Uhr, Sa und So 14-17 Uhr. Öffentliche Führungen am 9., 13. und 23. März, 18.30 Uhr. Kunstgespräch am 16. März, 18.30 Uhr: Über die Kunst, Kunst zu sammeln.

KONSTRUKTIVE PROVOKATION

St.Galler Architekturdiskutanten, alle mal herhören bzw. über den Rhein fahren: Unter dem Titel «Konstruktive Provokation» ist derzeit in Bregenz eine Ausstellung zu sehen, die sich der Vorarlberger Baukultur seit 1960 widmet. Und die hat es in sich: Wider die Entmündigung der Architekturpolitik durch kurzfristige Interessen der Ökonomie haben sich die sogenannten «Vorarlberger Baukünstler» in den letzten Jahrzehnten für eine Architektur mit Lebensqualität stark gemacht. Begann die Entwicklung in einem überschaubaren Netzwerk mit der Realisierung von radikalen Holzbauten, so ist die dabei vorgelebte intensive Partizipation der Auftraggeber im Prozess von Planung und Ausführung mittlerweile weit verbreitet. Prominentes Beispiel ist etwa der Lustenauer Milleniumspark: An der Schnittstelle von Agglomeration und Naturraum gelegen, hat er Anschluss an das länderverbindende Verkehrsnetz und wurde von Gemeinden und Unternehmen als Ganzheit konzipiert. Inwiefern die Vorarlberger Baubewegung einzigartig ist, kann am 11. Forum International am 15. März im Kunsthaus erfahren werden: Die Architektinnen Ingrid Bille, Marianne Burkhalter und Eva Madshus sowie Architekturtheoretikerin Marie-Hélène Contal, Kulturwissenschaftler Bernhard Purin und Kunsthaus-Direktor Eckhard Schneider diskutieren den internationalen Stellenwert der lokalen Architektur. **(ks.)**

Kunsthaus Bregenz, bis 28. März, Di-So 10-18 Uhr, Do bis 21 Uhr, Kunsthaus Bregenz.
Diskussion: Dienstag, 15. März, 20 Uhr.

FREUNDLICHE INVASION VON DEN SCHAFSINSELN

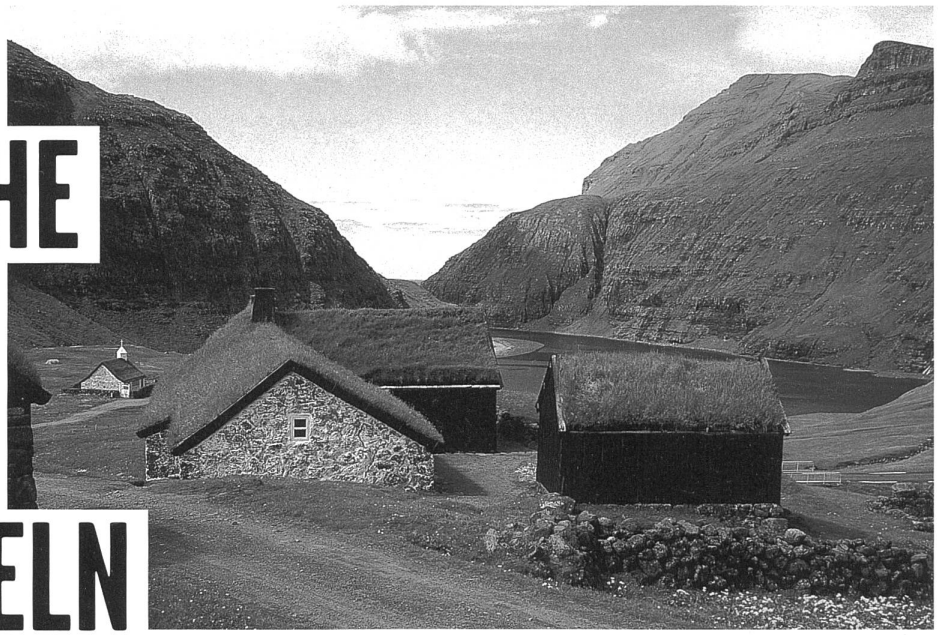
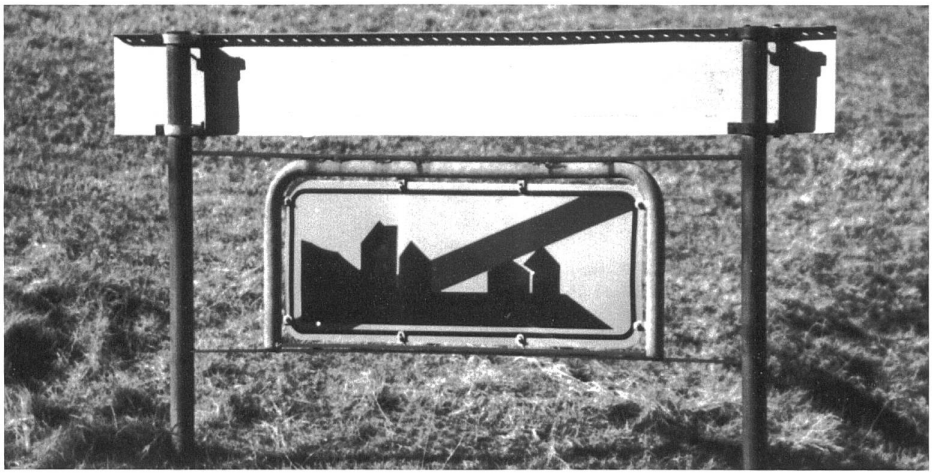


Foto: Absalon Hansen/Faroe Islands Tourist Board

Diesen Frühling herrscht reger Flugverkehr zwischen den Färöern und St.Gallen: Gleich mehrere musizierende Insulaner aus dem hohen Norden werden in der Schweiz erwartet. Umgekehrt fliegen aus der Gallusstadt die Theatersportler von «Tiltanic» sowie vermutlich die Rockband Sundiver ab auf die «Schafsinseln».

von Marzl Elsdottir



Kleine färingische Verkehrskunde: «Hier ist die Stadt zu Ende», bedeutet die Tafel. Die grösste Stadt auf der Inselgruppe zählt 16 000 Einwohner ... Foto: Felix van den Berg

Es musste ja so kommen, angesichts des unermüdlichen Engagements der beiden St.Galler Freunde nordischer Musik: Das Färöer-Virus hat die Ostschweiz erfasst, und bald dürfte sich das auch in den Reisebüros bemerkbar machen. Felix van den Berg und Roger Rey (vom Musikladen Tonart) haben nicht locker gelassen, seit ihr Interesse für Musik von den Färöer-Inseln und aus skandinavischen Ländern in der Region St.Gallen auf überraschend fruchtbaren Boden stiess. «Seit einiger Zeit versuchen wir einen Kulturaustausch Färöer-St.Gallen auf die Beine zu bringen», sagt der aus Holland stammende Van den Berg mit offensichtlichem Understatement: «Langsam aber sicher scheint sich die Sache in eine positive Richtung zu bewegen.»

In der Kirche

Positive Richtung? Wir würden eher von einem wundersamen Erfolg sprechen, der beispielhaft zeigt, dass die private Initiative zweier herzhafter Fans oft mehr Früchte tragen kann als ein in irgendeinem Kulturbürokratenbüro angeteigter und dann hochoffiziell inszenierter Kulturaustausch. Dabei geht es nicht nur um punktuelle Highlights, sondern auch um Nachhall und Vertiefung: Toxic.fm hat Rey und Van den Berg ein eigenes Sendegefäss zur Verfügung gestellt, «so dass wir uns immer tiefer in die nordische Geschichte hineinstürzen können», wie Van den Berg sagt. Die Sendung wird von Tutl, dem einzigen, aber sehr aktiven Musiklabel auf den Färöern, gesponsort.

Die beiden St.Galler haben inzwischen das Alleinvertriebsrecht in der Schweiz für die über 200 CD-Veröffentlichungen von Tutl zugesichert bekommen. Auch von den «Fanatorischen» der «Soundstube» im Splügeneck wurden sie eingeladen, einen Abend zu bestreiten («Nordic Affairs: Musik vom Polarkreis» am Mittwoch, 9. März). Auf einer Internet-Plattform sollen alle Informationen zum Thema zusammenfliessen: Van den Berg hat die Adressen www.nordklang.ch und www.nordklang.com schon mal reservieren lassen, Webdesign-Studenten haben sich angeboten, die Site als ihr Diplomprojekt zu gestalten, in wenigen Wochen soll sie aufgeschaltet werden.

Nun aber zum Flugverkehr, der bald herrschen wird. Beginnen wir beim Chef, quasi dem «Mister Färöer-Musik», Kristian Blak, dem sympathischen Musiker und Gründer des in der Szene omnipräsenten Tutl-Labels. Anfang April gastiert Blak mit seiner improvisationsfreudigen Jazzfolk-Band Yggdrasil bereits zum zweiten Mal in der Ostschweiz. Mit von der Partie ist einer der wenigen Stars auf der kleinen Inselgruppe, die Sängerin Eivør Palsdottir, die auf Island neben Björk für die Auszeichnung «beste Sängerin 2004» und «beste CD 2004» nominiert ist. Yggdrasil hatten sich vergangenen Herbst hierzulande erstmals beliebt gemacht, vor allem mit einem atmosphärisch dichten Konzert im St.Galler Drahtseilbähnli (wo sie mehr überzeugten als tags zuvor im Hafenbuffet Rorschach).

Unter den begeisterten Gästen war gemäss van den Berg auch der reformierte Pfarrer der St.Laurenzenkirche, Carl Bötschi, der die Band nun prompt in seine Kirche einlädt: Am 3. April werden Blak und seine Yggdrasil nachmittags in St. Laurenzen den Gottesdienst begleiten, abends werden sie gleichenorts ein reguläres Konzert (mit Eivør Palsdottir) geben. Weil das Musikhaus Bachmann für diesen Anlass ein akustisches Klavier bereit stellt, spielt Yggdrasil in jenen Tagen

zum Dank ein kleines Konzert im Showroom des Ladens.

St.Galler mit Färöer-Label

Den Färöer-Freunden Hand geboten haben stets auch die Mitglieder der St.Galler Indierock-Band Sundiver – mehrmals schon schleppten sie Verstärker und andere Anlagen an, wenn Nordinselmenschen spielten. Die Revanche könnte nun wunderbarer nicht sein: Tutl-Chef Kristian Blak nimmt die Band auf sein Label. Damit wird das – nach bislang zwei Eps – erste reguläre Sundiver-Album die erste Platte von Schweizer Musikern auf einem färingischen Label sein. Die Plattentaufe findet am 22. April im Kugl statt; selbstverständlich sei auch eine «Tour» auf den Färöern in Planung. Felix van den Berg freut sich über diese «Schweizer Premiere» und weiss, dass weitere mögliche Auftritte von Ostschweizer Bands auf den Inseln im Gespräch seien.

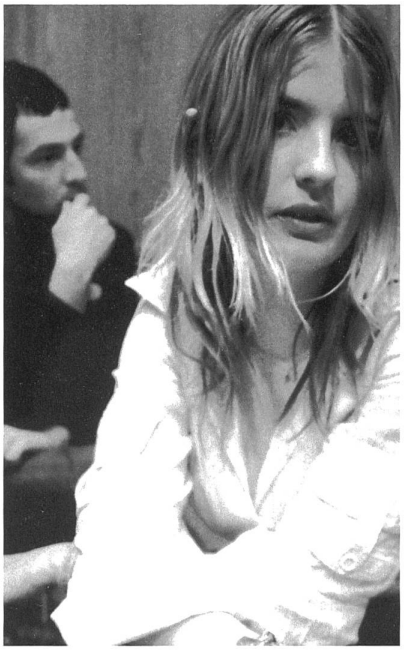
Im Gegenzug wiederum gibt es weitere nordische Bands demnächst in unserer Region zu sehen: Am 25. Februar tritt im Rahmen der Gambrinus-Reihe die Jazzband Afenginn auf, zwar eine dänische Gruppe, aber mit engen Verbindungen zu den Färöern. Ihr Konzert in der Schweiz verstehen die Musiker von Afenginn auch als Release-Party ihrer ersten Platte «Retrograd», die – wie könnte es anders sein – von Tutl herausgegeben wird. Und auch die Rorschacher Hafenarbeiter haben Gefallen gefunden an den freundlichen Nordinselmenschen: Jedenfalls spielt am Freitag, 25. März, im Hafenbuffet eine Färöer-Band namens Makrel ihren «schönen, hymnischen Rock mit Biss», wie es in der Ankündigung heisst.

Der Flugverkehr hält aber noch weiter an: Anfang Juni reisen die Impro-Theatersportler «Tiltanic» auf die Färöer. Die von Armin Schai geleitete St.Galler Gruppe wird auf Einladung des Havnar Sjónleikarafelag, dem Amateur-Theater der Stadt Torshavn, auf den Inseln trainieren und verschiedentlich dort auftreten.

Tatsächlich, die St.Galler «Färöer-Connection» wird zum echten Austausch, oder wie es Felix van den Berg sagt: «Da ein Kulturaustausch nur überlebensfähig wird, wenn es Zweirichtungs-Verkehr gibt, freut mich diese Theatersport-Sache sehr!» Wenn die Beziehungen zwischen St.Gallen und den Färöern in diesem Tempo weiter vertieft werden, dürfte ein Festival nicht mehr lange auf sich warten lassen und müssen der Stadtpräsident und sein neuer Kulturbeauftragtenmensch wohl schon mal ein paar färingische Begrüssungsworte einüben.

Kulturaustausch in Kürze: Konzerte Makrel: Fr, 25. März, 20 Uhr, Hafenbuffet Rorschach, Sa, 26. März, siehe www.tutl.com. Konzerte Yggrasil mit Eivør Palsdottir: Sa, 2. April, 21 Uhr, ArtEffekt Arbon, So, 3. April, 10 Uhr (während Gottesdienst) und 19 Uhr, St.Laurenzen St.Gallen, Mo, 4. April, siehe www.tutl.com, Di, 5. April, 19 Uhr, Musikhaus Bachmann St.Gallen. Mehr Infos demnächst: www.nordklang.com (oder .ch).

FORWARD



JE LÄNGER, JE LIEBER

Bald steigen die Temperaturen, und die Gefühle werden wieder grossgeschrieben: Der Frühling ist im Anzug. Gut drum, dass vor dem ersten Blumenblühen die neuen deutschen Romantiker zu Besuch sind, um Tigerbalsam für alle Irrungen und Wirrungen in Sachen Liebe zu verteilen. Nach Maximilian Hecker im Hafenbuffet-Februar folgen Klee im Freihof-März. «Jelängerjelieber» heisst das zweite Album der Kölner Elektromusikanten, benannt nach der umgangssprachlichen Bezeichnung für das Geissblatt, zu Englisch Honeysuckle. Wer an der Pflanze riecht, so heisst es in der Naturkunde, wird sich weniger mit nostalgischen Gefühlen an die Vergangenheit klammern, als sich der Gegenwart zuwenden. Ganz ähnlich soll es sich mit den Liedern von Sängerin Suzie Kerstgens verhalten, die sich an der Grenze von Kunst und Kitsch bewegen und dennoch nie ins Pathetische abdriften: «Tausendfach», «Keine zehn Pferde» oder «Zwei Fragen» heissen die Titel meist kurz und bündig, «Für alle, die (...die alles geben, die romantisch und voller Mut für den einen Tag leben)», auch mal elegisch. «Jelängerjelieber» ist übrigens auch ein Buch vom allerbesten Kurt Tucholsky, Untertitel: «Von der Liebe, den Frauen und anderen Entzückungen». Na also denn: Streicht Euch den Schmalz ins Haar, zieht die Tanzschuhe an und steigt in den REX-Rheintalexpress nach Altstätten. Einen solchen Frühlingsbummel wird Euch heuer kein Carunternehmen zwischen Unterwasser und Oberriet anbieten, auch wenn sie noch picopello Teflonpfannen und einen hausgemachten Nudelpack draufwerfen. **(ks.)**

Klee: Samstag, 5. März, 20 Uhr, Freihof Altstätten. Vorverkauf: Musikfachgeschäft Tonart, Frongartenstr. 15, St.Gallen. Mehr Infos: www.freihof.ch.

VERSCHWORENER BARTTRÄGER

Keith Fullerton Whitman, besser bekannt als Hrvatski, hat sich in den letzten wenigen Jahren als berserkender Remixer bei etlichen Alben-und Single-Auskoppelungen verschiedenster Musiker einen Namen gemacht. Die Liste ist lang, aber darunter sind beispielsweise die Anticon-Rapper Themselves, der Laptop-Terrorist Kid606 oder die Electronic Music-Pioniere Merzbow und Voice Crack zu finden. Der aus Massachusetts stammende Hrvatski hat aber auch an Kollaborationen seinen Gefallen gefunden, ob live, im Studio oder durch Postversand, hier finden sich Verschwörer wie die Kölner Mouse On Mars, die Krautrock-Legenden Faust oder Sole. Der überzeugte Bartträger, der mittlerweile auch an Universitäten lehrt, bleibt sich aber nicht einem Stil treu, vielmehr lotet er die verschiedenen Subgenres aus: Mal wütet er auf einem Album mit heftigem Breakcore, der ihm viel Respekt verschafft hat, um mit seinem nächsten Output dann aber ruhige, sanfte Töne anzuschlagen, die teilweise sogar nur durch sein Gitarrenspiel auskommen und auf jegliche Computerbearbeitung verzichten. Auf seiner kommenden Mini-Europa-Tour macht er auf Einladung der Localform Records-Crew auch in St. Gallen halt. Dass Norbert Möslang an diesem Anlass – nicht zuletzt auch auf Hrvatskis Wunsch selbst – ebenfalls live auftritt, lässt auf einen ausgezeichneten Abend hoffen. Nicht zuletzt auch, weil der Anlass im kleinen Usego stattfindet. **(gg.)**

Hrvatski (live), Norbert Möslang (live), DJ coerl: Dienstag, 22. März, Usego, Ruhbergstrasse 52, Usego St. Gallen, 21 Uhr

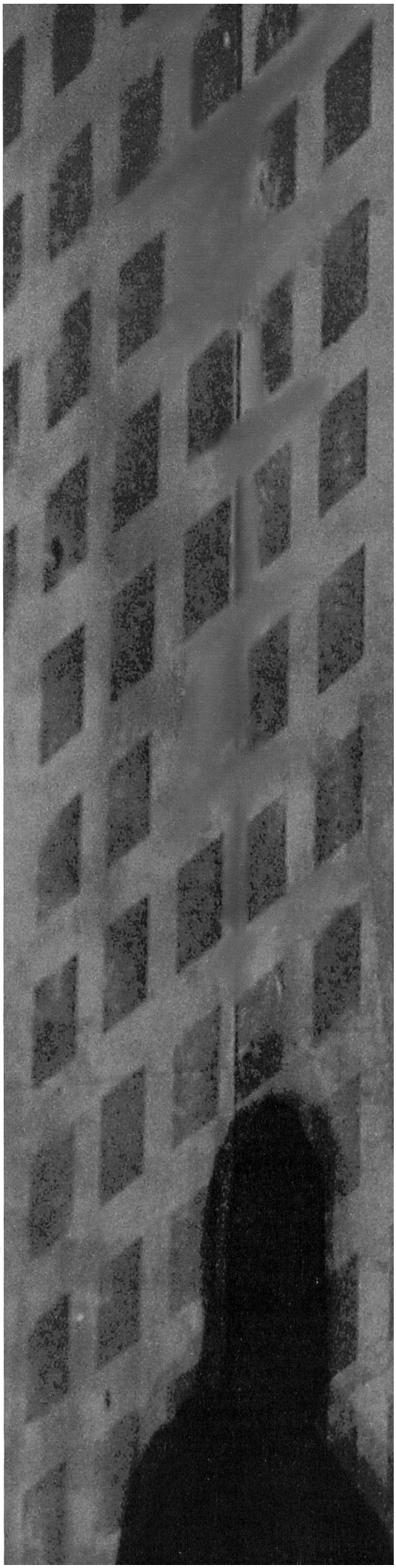
THE DRESDEN DOLLS

Für einmal, weil es grad noch etwas Platz hat an dieser Stelle, ein dritter Hinweis, ja, ja, ein geflüsterter Geheimtipp: Fernab vom Tocotronic-Bright-Eyes-Wochenende in der Roten Fabrik wird der Konzertmonat März am allerinteressantesten in Winterthur, genauer im Gaswerk. Am 15. spielt da nämlich Markku Peltola, Aki Kaurismäkis Lieblingsschauspieler, den meisten wohlbekannt als «Mann ohne Vergangenheit». Im Gaswerk begleitet den Finnen allerdings nicht wie im gleichnamigen Film die Heilsarmee, sondern seine Band Buster Keatonin Ratsutilalla. Versprochen wird «entrückt schöne Musik zwischen Folklore, Tango und Ennio Moricone.» Völlig verquer geht es schon eine Woche her und zu. Dann geben die grandiosen amerikanischen The Dresden Dolls ihr einziges CH-Konzert – und wer die Kurzankündigung liest, der weiss, weshalb Fritz Ostermayer auf FM4 «im Sumpf» Luftsprünge vollführte ob der Band: «Brecht'sches Punk Cabaret». **(ks.)**

The Dresden Dolls: Dienstag, 8. März, 21 Uhr. **Markku Peltola:** Dienstag, 15. März, 21 Uhr. Beide Gaswerk Winterthur. Mehr Infos: www.gaswerk.ch

SCHNELL, SCHNELLER, STILLSTAND

Aktuelles Theater ennet dem Rhein: Das Vorarlberger Landestheater in Bregenz zeigt Falk Richters «Electronic City». Im ersten Teil des Zyklus «Das Sytem I-IV» jetten Manager Tom und Billigarbeiterin Joy um die Welt. Bis sie ihre Zahlencodes verlieren. Vielleicht ein Stück über die Liebe in Zeiten der Globalisierung. Vor allem aber eine theatrale Antwort auf die entfesselte Weltwirtschaft. **von Kaspar Surber**



Falk Richter, gerade einmal 36 Jahre alt, zählt seit einiger Zeit zu den wichtigsten Autoren und Regisseuren in der deutschsprachigen Theaterwelt. Richter war Hausregisseur unter Christoph Marthaler am Zürcher Schauspielhaus. Inszeniert an der Schaubühne Berlin. Schickte sich eben an, am Wiener Burgtheater Oscar Wildes «The Importance of Beeing Earnest» aufzuführen (in einer Bearbeitung von Elfriede Jelink und zur Musik von Rocko Schamoni, Premiere war Mitte Februar). Doch «wichtig» ist Richter nicht bloss wegen seiner Karrierestationen. Sondern wegen seines Anliegens: Aufgewachsen als Sohn eines angesehenen Hamburger Geschäftsmanns verschlug es ihn in den Achtzigern in die Wohngemeinschaften von St.Pauli – in jene Brutstätte also, von der aus damals Bands wie die Goldenen Zitronen oder Blumfeld zur Repolitisierung der Rockmusik ansetzten. Unbeirrt und kritisch wie die Herren an den Gitarren kümmerte sich Richter um das selbe auf der Theaterbühne, mit erhöhter Dringlichkeit erst recht nach dem Anschlag auf das World Trade Center. Als der Irak-Krieg ausbrach, schrieb er in der Wochenzeitung WOZ: «Seit dem 11.September ist das Fernsehen der Ort, an dem man Inszenierung von Weltpolitik verfolgen kann, Fiktionen, die atemberaubender sind, als alles, was wir jemals auf dem Theater inszenieren könnten. Wie sollen wir uns dazu verhalten? Als Theatermacher, als denkende Menschen, die der Soap-Opera von Gut und Böse nicht folgen wollen. Wollen wir neue Fiktionen auf dem Theater hinstellen? Oder müssen wir versuchen, den Nebel zu lichten, den die Massenmedien erzeugen?»

Sinnentleerende Wirkung

Richter hat sich für Letzteres entschieden: Ein Jahr ging er auf Recherche, ehe er 2004 an der Berliner Schaubühne den Zyklus «Das System I-IV» präsentierte, bestehend aus den Teilen «Electronic City», «Unter Eis», «Amok/Weniger Notfälle» und «Hotel Palestine». In Überzeichnungen wird dabei das «Metasystem Wirtschaft-Krieg-Medien» ad absurdum getrieben: In «Electronic City» etwa jetten die beiden Antipole der Globalisierung, der Manager Tom und die Billigarbeiterin Joy, ununterbrochen um die Welt. So unterschiedlich ihre gesellschaftliche Position, so sinnentleerend gleichmacherisch wirkt auf sie die Globalisierung. Tom: «Ich habe das Gefühl, ich sitze immerfort mit meinem Laptop auf dem Schoss in irgend einem Wartesaal, und dann klingelt mein Handy und das Handy des Mannes, der neben mir sitzt, und dann klingelt das Handy des Mannes, der neben dem Mann sitzt, der neben mir sitzt, und dann sagen wir alle gleichzeitig in unser Handy, dass wir gleich ankommen, dass wir genau viereinhalb Minuten Verspätung haben.» Joy: «Ich hatte in den ersten acht Wochen schon siebenundzwanzig unterschiedliche Jobs, immer so Standby-Sachen, ich fahndete nach Gepäckstücken und zählte die Meilen für Qualiflyerkunden, ich putzte die Videokabinen der World-of-Sex-Kette, habe an Wahlkampfkonzepten mitgearbeitet, Pizza ausgefahren, Sushi geschnitten, den Bahnhof bewacht und von Junkies freigeräumt und neue Mitglieder für die Polizeiakademie geworben». Irgendwann einmal haben sich Tom und Joy kennengelernt, sich ineinander verliebt, hatten Sex – nun jetten sie weiter, bis zu jenem Tag, an dem beide ihre Zahlencodes nicht mehr wissen, sie jenen für den Scanner an der Kasse, er jenen für die Tür zum Hotelzimmer. Ihre Welt droht einzustürzen. Oder ist alles nur ein Film mit dem Titel «Joy's World – a world of joy»?

Möglicher Ausweg

Sprachlich wird im Stück verwirrt und repetiert: Wer die Worthülsen der Wirtschaft wie Richter noch und noch in die Luft wirbelt, merkt bald, dass sie leer und geschichtslos sind. Und dass die ganze Bewegung und Beschleunigung letztlich zum Stillstand führt. Diesen Faden will Rüdiger Pape, der das Stück im März am Landestheater Bregenz als Österreichische Erstauffürung auf die Bühne bringt, denn auch aufnehmen: «Es gibt vom französischen Philosophen Paul Virilio den Begriff des ‹rasenden Stillstands›. Dieser trifft den Zustand, den Richter beschreibt, sehr genau.» In diesem Sinn bewegen sich Tom und Joy in Papes Inszenierung denn auch nicht, sondern sitzen reglos in einem Glaskubus. Auch sonst bleibt die Bühne karg: Keine blinkenden Videowände, lediglich die vier Sprecher des Systems, die um die beiden rumstreichen, Sätze einwerfen und Sätze verstärken. Zusätzlich nimmt ein Musiker die Sprache ab und verarbeitet sie. In diesem Stimmengewitter schliesslich soll nach der zarten Pflanze der Liebe gesucht werden, die am Schluss des Stücks als möglicher Ausweg aus der Künstlichkeit, hin zur Authentizität artikuliert wird. Die Globali-sierungskrieger definiert gemäss Pape nämlich vor allem eines: Dass sie durchleben und nicht mehr erleben.

Übrigens: Mit von der Partie in Bregenz ist auch Marcus Schaefer. Den Schauspieler mit dem stechenden Blick – unlängst als Brechts Wasserträger Wang am Theater St.Gallen – um den Glaskubus streichen zu sehen, ist ein guter Grund, über den Rhein zu fahren.

Electronic City. Sa 5., Do 10., So 27., Di 29., Mi 30. März, Theater am Kornmarkt, Bregenz. Di 8. März, 19.30 Uhr, AK-Saal Feldkirch, So 20. März, 20 Uhr, Kulturhaus Dornbirn.

THEATERLAND

TELLER, TELLER, TELLER

Inmitten von Tausenden Tellerscherben sitzen drei verlassene Männer, alleine mit ihren Gefühlen und Wünschen, ihrer Philosophie über das Dasein und ihren Ansichten über die profane Wirklichkeit. Nur zerbrochene Teller hören ihnen zu und verstehen. Was ist passiert? Bringen Scherben wirklich Glück? Ein weiterer Tag geht vorbei, die Lichter werden gelöscht, noch eine letzte Melodie auf dem Akkordeon. Was wird morgen sein? – Bekannt ist immerhin, was gestern war: Das Zürcher Theater «Halbe Miete» hat vom Expo02-Projekt «Happy End» in Biel 20 000 Teller erstanden, 300 pro Vorstellung können Gerhard Pichler und Nicolas Witte (Schauspiel) und Léon Schaetti (Akkordeon, Gesang) nun zu Bruch gehen lassen, sofern sie ihr «tragisch-komisches Scherbenstück» tatsächlich wie angekündigt 162 mal aufführen wollen. Was durchaus der Fall sein könnte. Wie beschreibt sich die Truppe doch selbst: «Wir versuchen einmalige Theaterereignisse mit einer universell physischen und musischen Sprache zu kreieren. Schwerpunkt der Inszenierungen liegen in der Poesie der Bilder und Sprengkraft der Bewegung: dem Spiel mit den eigenen Körpern, den Objekten und der daraus entstehenden Komik, Artistik und Liebe zum Detail.» **(ks.)**

Grabenhalle St.Gallen, Dienstag und Mittwoch, 15. und 16. März, 20 Uhr.

MEISTERKLASSE

Fernab der Diskussionen um seine räumliche Zukunft eröffnet das Theater St.Gallen im März die neue Schauspielreihe «Am Schauplatz». Dabei sollen ausgewählte Werke in einem spezifischen Kontext in Szene gesetzt werden, der bereits im Stück angelegt ist. Erster Schauplatz ist der Jugendstilsaal der Tonhalle, das passende Stück dazu heisst «Meisterklasse». Das Schauspiel von Terrence McNally zeigt die Starsängerin Maria Callas am Ende ihrer Bühnenkarriere, wie sie in New York Meisterkurse gibt. Noch einmal demonstrieren diese ihren hohen Kunstanspruch. Durch Rückblenden zu entscheidenden Stationen ihrer Karriere, grossen Triumphen wie privaten Niederlagen, entsteht ein vielschichtiges Porträt der Prima Donna Assoluta, das erst noch mit einigen der schönsten Opernarien aufwartet. Bei der St.Galler Erstaufführung wird die Diva von der Sängerin Sue Mathys gespielt. An Maria Callas interessiert Mathys «ihre emotionale Kraft, ihr Mut, ihre Verletzlichkeit, ihre Liebes- und Leidensfähigkeit, ihre Ehrlichkeit und ihr Kampfgeist – und das, was ihre Umwelt daran verstört, bis heute.» **(ks.)**

Tonhalle St.Gallen, Mi 2. (Premiere), Fr 4., Sa 5., Fr 11., Sa 12., Di 15., Mi, 16. und Sa, 19. März (Derniere), jeweils 20 Uhr. Vorverkauf: Tel. 071 242 06 06.

MAMMUTJÄGER ÜBER BORD

Was musste Herr Felix, dieser «Jedermann im Irgendwo», dieses «Spiegelbild der Gesellschaft», dieser «Partisan der Menschheit» nicht schon alles erleben! Erst durfte er stellvertretend für uns alle in der S-Bahn der Evolution des Homo Sapiens nachfahren. War er erst einmal von den Bäumen geholt, ging es gleich in die Luft: Auch die Geschichte des Fliegens wollte erzählt sein. Und jetzt? Jetzt geht es zurück, erst ins Wasser, dann in die Ursuppe. «Mammutjäger über Bord», der dritte Teil der Evolution-Trilogie der beiden Erichs von der Netzwerkbühne – Furrer mit Nachname der eine, Hufschmid der andere – steht an. Untersucht wird dabei nichts Geringeres als die naturwissenschaftlichen, technologischen, psychologischen und mythologischen Gesichtspunkte des Wassers. Wer nun in der hintersten Reihe schon «Museum, Museum!» ruft, soll aber ganz schnell ruhig sein. Wohl führen die Mammutjäger, wie immer tiptop gleich gekleidet, auch ihr neustes Stück vornehmlich neben ausgestopften Tieren auf. Aber wie von den beiden gewohnt, wird das nicht staubtrocken, sondern ein rasantes, musikalisches und vor allem witziges Stück Theater. In einer intuitiven Kettenreaktion tauchen die Schauspieler in Monologe, Szenen und Textfragmente zum Thema Wasser ein, um sofort wieder zu den bildhaften Abenteuern von Protagonist Felix zurückzukehren. Davor, danach und dazwischen gibt es öfters auch ein flottes Lied auf dem Synthesizer. Wer mit dieser Erklärung noch immer nicht zufrieden ist und ein paar dicke Fische mehr braucht, um mit seiner Angel mit an den Teich zu sitzen, hier sind sie: Beantwortet werden von den Mammutjägern unter anderem die Fragen, aus welchen Quellen heiliges Wasser strömt, wer im Mittelalter die schnellsten Schiffe fuhr und was der Unterschied zwischen Archaebakterien und Cyanobakterien ist. Alle Mann an Bord also. Bzw. ins Theater. **(ks.)**

Naturmuseum St.Gallen, Mi 2. (Premiere), Fr 4., Sa 5., So 6., Di 8., Mi 9., Fr 11., Sa 12., So 13., Mi 16., Do 17., Sa 19. und So 20. März, jeweils 20 Uhr, sonntags 22 Uhr. Am 19. März gibt es um 22 Uhr zusätzlich «Mammutjäger economy class» zu sehen. Vorverkauf: 071 244 12 84 oder info@mammutjaeger.ch.

GOLDFISCH IM KOSMOS

Der eine ist ein verquerer Einzelgänger, der Theorien zum Weltall entwirft. Der andere ein oberflächlicher Geck, der im Fernsehen das Wetter vorhersagt. Durch den Tod der Mutter kommen die beiden Brüder wieder ins Gespräch. Mit «La face cachée de la lune» gibt der Kanadier Robert Lepage eine beeindruckende One-man-show: Er hat nicht nur das Drehbuch geschrieben und Regie geführt, sondern spielt in einer Doppelrolle auch die beiden Brüder. **von Melissa Müller**

Der Mond muss der ideale Ort für schwermütige Menschen sein: Fern von Raum und Zeit, frei von Schwerkraft. Danach sehnt sich Philippe, der einsame Held in «La face cachée de la lune». Der banale Alltag und die Erdenschwere drücken auf das Gemüt des ewigen Philosophiestudenten, auf den All und Raumfahrt seit der Kindheit einen magnetischen Sog ausüben. Ebenso beharrlich wie erfolglos trachtet der weltabgewandte Träumer nach akademischen Würden: Seit Jahren doktert er an einer Dissertation über Narzissmus im Weltraum. Philippe will die Lehre verstehen, die das Universum für ihn bereithält. So vergöttert er die russischen Kosmonauten – und kapselt sich selbst mehr und mehr von der realen Welt ab. Bald 50, schrammt er immer noch am Existenzminimum vorbei und hält sich mit einem öden Job in einem Call-Center über Wasser.

Tiefe Fragen, leichte Bilder

Philippe flüchtet in Tagträume: So wird ihm die rotierende Trommel der Waschmaschine zur Mondfähre oder Mutters Fruchtblase zum All. Im Gegensatz dazu steht sein jüngerer Bruder André als erfolgreicher Meteorologe auf der Sonnenseite des Lebens. Philippe und André gehen getrennte Wege. Erst der Tod der Mutter zwingt sie, wieder in Kontakt miteinander zu treten. Wer übernimmt die Möbel, wer füttert Beethoven, den Goldfisch der Verstorbenen? Aus der Perspektive von Philipp führt die Menschheit ein Leben wie der Fisch im Glas, der sich im Kreis dreht und nicht weiss, dass es draussen noch andere Formen von Intelligenz gibt.

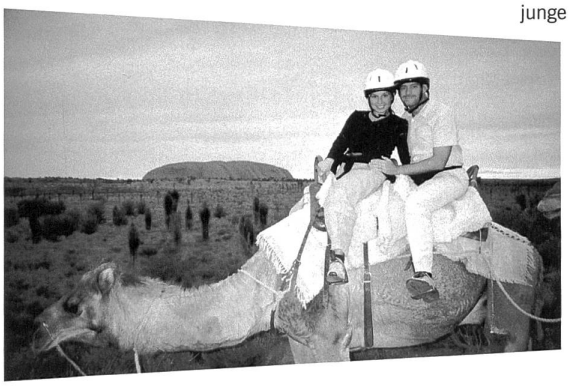
Der im Titel anklingende Verweis auf die zwei verschiedenen Seiten des Mondes ist Symbol für die gestörte Beziehung der unterschiedlichen Brüder. Das helle, der Welt Zugewandte steht für den schwulen, selbstbewussten Wetteransager André. «La face cachée» aber, die der Welt abgewandte, dunkle, vom Bombardement kosmischer Trümmer zerfurchte und verschrammte Hälfte des Mondes, steht für den älteren Philippe. Der Quebecer ist gewissermassen ein Ausserirdischer auf Erden, der seinen Platz im Universum noch nicht gefunden hat.

Innerer Zwiekampf

Robert Lepage hat mit «La face cachée de la lune» eines seiner erfolgreichsten Solostücke auf die Leinwand gehoben. Der Kanadier gilt als einer der innovativsten Regisseure und Autoren des zeitgenössischen Theaters, inszenierte schon für den Cirque du Soleil und Peter Gabriel. So existenziell die Themen sind, die er im neuen Film anschneidet, so leicht wirkt der assoziative Bilderbogen zwischen Traum und Realität, persönlicher und gesellschaftlicher Entfremdung. Lepage bricht die Handlung immer wieder durch raffinierte Rückblenden auf. Die Bilder aus Philippes Kindheit sind von kräftigen Farben erfüllt, stehen in Kontrast zu dessen trister Gegenwart. Gegenüber der Berner Zeitung erklärte Regisseur Lepage, der Film sei autobiografisch geprägt: «Die zwei Brüder sind Facetten meiner Persönlichkeit. Deswegen wollte ich beide spielen. Es gibt diese Seite in mir, die etwas von einem Verlierer hat. Die bescheiden ist, Prinzipien hat und sich für die philosophische Seite des Lebens interessiert. Die andere Seite ist grosskotzig, eitel, mag Schmeicheleien und ist oberflächlich. Diese beiden kämpfen in mir drin.»

«La face cachée de la lune» läuft im März im Kinok.
Genaue Spieldaten siehe Kalender.

LE CERF-VOLANT. Lamia lebt in einem südlibanesischen Dorf an der Grenze zu Israel. Am Tag ihrer Hochzeit mit einem Cousin, der in der anderen Hälfte des einst ungeteilten Ortes lebt, überquert sie den Stacheldraht. Lamias Dorfteil ist im Libanon, das Dorf von Samy wurde von Israel annektiert. Die Bewohner der beiden Dorfteile können nur unter strenger militärischer Kontrolle per Megaphon miteinander sprechen. Sie begegnen sich nie und sehen sich nur mit Feldstechern. Nur die Versprochenen dürfen diese Grenze überschreiten – zurück können sie erst wieder im Sarg ... Lamia lässt alles zurück: ihre Familie, die Schule, ihre Freundinnen, ihre Vergangenheit. Auf dem Weg durch das verminte Niemandsland begegnet sie einem jungen Grenzpolizisten und die beiden verlieben sich ineinander. Randa Chahal Sabbag, Tochter einer Libanesin und eines Irakers, weiss wovon sie spricht. Sie war zwanzig Jahre alt, als im Libanon der Bürgerkrieg ausbrach. Geprägt von Erfahrungen der Heimatlosigkeit, arbeitet die Regisseurin ein Stück der eigenen Vergangenheit auf. Dem schwarzen Humor stellt sie poetische Bilder einer entrückten Welt gegenüber, in der Fantasie und Realität nicht klar zu trennen sind. «Le cerf-volant» wurde am Filmfestival Venedig 2003 mit dem Silbernen Löwen ausgezeichnet. (sm.)



FERIEN IM DUETT. In den Ferien ist alles immer ein bisschen anders – vor allem als Paar gerät man in fremden Lebensumständen leicht aus dem Takt. Dieter Gränicher suchte junge Liebespaare, die bereit waren, ihre Ferien mit einer Kamera zu dokumentieren. Was für manche undenkbar wäre – fremden Leuten Einblick ins private Erinnerungsalbum zu geben – war es für acht Menschen zwischen 20 und 32 nicht. Sie sind die Hauptfiguren in «Ferien im Duett»: vom Flitterwochenpärchen bis zu den Rucksacktouristen. Aus dem umfangreichen Souvenir ist ein Ferienfilm entstanden, der es in sich hat. Alle vier Paare erlebten neben glücklichen auch schwierige Momente. Markus und Danielas Hochzeitsreise bringt sie nach Australien, Salome und Walter tanzen in Kuba, Erich und Anna beobachten die namibische Fauna auf Safari und Sascha und Stefan erkunden Marokko auf eigene Faust – zwischen Romantik und Beziehungsknatsch, Unterkunft und Sandstrand. Entstanden ist ein spannender und vor allem sehr ehrlicher Film. «‹Ferien im Duett› ist ein gelungenes Experiment. Ein unterhaltsamer, munterer, sogar witziger Film, der mit den Mitteln des Reality-TV arbeitet, aber zu anderen Resultaten kommt. Die grösste Stärke des Films ist, dass man sich selber ohne Probleme mit den acht Menschen auf Reisen wiedererkennt», meinte Radio DRS. (sm.)

THE ROAD TO MEMPHIS. Nach Wim Wenders «The Soul of a Man» kommt die nächste Hommage an den Blues in der von Martin Scorsese initiierten siebenteiligen Reihe in die Kinos. Die Hommage von Richard Pearce an die Stadt Memphis und deren einstigem musikalischen Hot-Spot Beale Street zeigt sowohl aktuelle Performances von B.B. King, Bobby Rush, Rev. Gatemouth Moore, Rosco Gordon, Little Milton und Ike Turner als auch nie zuvor gesehene historische Aufnahmen von Howlin' Wolf und Rufus Thomas. Der Regisseur folgt der musikalischen Odyssee der Blues-Legende B.B. King zurück zu jener Stadt, die als die Geburtsstätte eines neuen, schnelleren und urbanen Stils des Blues gelten kann: Memphis, Tennessee. Die Stadt an den Ufern der «Muddy Waters» des Mississipi wird dominiert von Strassenkreuzungen und der Allgegenwart von Elvis Presley. Aber Memphis ist weit mehr als nur Elvis-Town. Vor allem in den Sun Studios von Sam Philips, wo auch «The King» seine ersten Platten produzierte, wurden einige der bekanntesten Blues-Songs aufgenommen und auf Schallplatten gepresst. «The Road to Memphis» macht eins ganz klar: Elvis' Wurzeln liegen bei den schwarzen Blues-Sängern. Und was immer folgte, ob Punk oder Hip Hop, alle haben von dieser grossartigen Musik gelernt, die aus Afrika kam und sich vom Mississippi-Delta aus gegen Norden ausbreitete. (sm.)

Alle Filme im März im **Kinok**. Genau Spieldaten siehe Kalender.

Lukas Hartmann

HITLERS ENTTARNUNG IM EMMENTAL

Am Rand des Emmentals, 1967: Nachdem drei Jugendliche einen Film über den Zweiten Weltkrieg gesehen haben, sind sie von der Idee besessen, die männlich wirkende Deutsche im Dorf als untergetauchten Adolf Hitler zu enttarnen. In seinem neuen Roman und demnächst in der Kellerbühne erzählt Lukas Hartmann von Logik und Dynamik der Selbstjustiz und dem geistigen Klima in den Schweizer Sechzigern. **von Matthias Peter**

Nach den künstlerischen Freiheiten befragt, die er sich als Autor bei der Ausgestaltung historischer Stoffe erlaube, antwortete der Berner Schriftsteller Lukas Hartmann bei einem Auftritt in St. Gallen vor drei Jahren, es gebe in seinen Büchern keine Szenen, die nicht auf Einzelheiten aus den Quellen beruhten. Er zwirne lediglich die Fäden weiter, die darin bereits angelegt seien. Als Halbblinder imaginiere er sein «So-könnte-es-gewesen-Sein».

Dass er dies auf hervorragende Weise versteht, hat er mit zahlreichen historischen Zeitgemälden bewiesen. Mit dem Buch «Der Konvoi» beleuchtete er 1997 die vom Bundesrat angeordnete Ausweisung der sowjetischen Diplomaten am Vorabend zum Generalstreik und zeichnete damit ein düsteres Bild der Schweiz nach dem Ende des Ersten Weltkriegs. Als Hauptfigur liess er den Soldaten und Primarlehrer Samuel Brülhart agieren, der zur Eskorte gehörte, welche die Russen im November 1918 an die Schweizer Grenze begleitet.

Spiegel der Zeitgeschichte

Mit «Die Frau im Pelz» stellte Hartmann 1999 Fragen nach der Rolle der Schweiz während des Zweiten Weltkriegs, indem er das Schicksal der Schweizer Doppelspionin Carmen Mory aufarbeitete, die sich nach der Gefangennahme durch die Nazis im Konzentrationslager Ravensbrück zur Aufseherin hinaufarbeitete und schliesslich von einem britischen Militärgericht für ihre Kriegsverbrechen mit dem Tod bestraft wurde.

Im Vergleich zu diesen beiden Büchern wirkte der 2002 erschienene Roman «Die Tochter des Jägers» geradezu privatim. Hartmann schilderte darin die Berner Aristokratentochter Vivienne von Wattenwyl, die mit ihrem Vater in den 1920er Jahren im Auftrag des Berner Naturmuseums eine Safari durch Ostafrika unternahm. Hatte sie als Grosswildjägerin Löwen gehäutet und eigenhändig ein Nashorn erlegt, so trug sie nun in Hartmanns Roman den eigentlichen Kampf ihres Lebens gegen die Erinnerung an ihren übermächtigen Vater und um ihr Frausein aus.

Mit seinem jüngsten Roman «Die Deutsche im Dorf» ist Lukas Hartmann nun auf sein eigentliches Terrain zurückgekehrt, anhand individueller Schicksale politische und gesellschaftliche Entwicklungen zu spiegeln. Das Buch schliesst sich mit den beiden Romanen «Der Konvoi» und «Die Frau im Pelz» zum Triptychon zusammen, indem es die Schilderungen des geistigen Klimas in der Schweiz während des Ersten und Zweiten Weltkriegs um eine beklemmende Bestandesaufnahme aus den sechziger Jahren ergänzt.

Tödliches Handgemenge

Das ganze Buch dreht sich um das Thema Verdrängung. Die drei jugendlichen Protagonisten, die als Söhne des Sekundarlehrers, des Posthalters und des Dorfkäsers verschiedene dörfliche Gesellschaftsschichten repräsentieren, sehen sich mit ihrer aufkeimenden Sexualität und den verwirrenden homoerotischen Komponenten, die sie beinhaltet, auf sich selbst gestellt. Hilflos stehen sie den patriarchalischen Verhältnissen gegenüber, die ihre Mütter in die Gleichgültigkeit, Depression oder den Pietismus getrieben haben und ihre drängenden Fragen im Keim ersticken. Und sie haben der heroischen Verklärung des Wehrwillens der Schweiz während des Zweiten Weltkriegs durch ihre Väter nichts entgegenzusetzen.

Die angejahrte Deutsche namens Görres, die eines Tages als geheimnisvoller Gast der ebenfalls aus Deutschland gebürtigen Arztwitwe Stucki ins Dorf kommt, wird für die drei jungen Burschen zu einer Projektionsfläche und schliesslich zum Sündenbock. Hat sie nicht einen männlichen Gang und männliche Züge? Ist sie vielleicht ein verkleideter Mann? Gleicht sie nicht gar Adolf Hitler? Die Wahnidee, Frau Görres als untergetauchten Diktator und Massenmörder zu enttarnen, treibt die drei Jugendlichen zur Beobachtung, Beschattung und schliesslich Terrorisierung der Frau, die sich tatsächlich als Transvestit entpuppt. Erst nach dem tödlich endenden Handgemenge im Wald dämmert in ihnen jedoch die Erkenntnis, dass Görres als Insasse eines Konzentrationslagers ein Opfer und kein Täter des Naziregimes war.

«Ich danke dem Leser, der mir die halbe Geschichte eines Nachts am Telefon erzählte», schreibt Lukas Hartmann in der unscheinbaren Widmung zu Anfang des Buches. Der Stoff hatte ihn bereits bei seinem Besuch in St. Gallen vor drei Jahren beschäftigt. Inzwischen hat er die in der mündlichen Überlieferung angelegten Handlungsfäden weitergezwirnt, durch eigene Recherchen abgestützt und schliesslich durch seine Imagination zu einem atemberaubende Stück Literatur gestaltet.

Lukas Hartmann, Die Deutsche im Dorf, Nagel & Kimche, Zürich, 2005. Lesung in der Kellerbühne: Dienstag, 8. März, 20.15 Uhr.

WHISKEYTRINKER UND WUNDERENTEN

Crazy Jake Kelso hat sein bisheriges Leben Kartenspielen, Wetten und diversen Kürzestehen gewidmet. Eines Nachts wird er von einem sterbenden Indianer am Knöchel gepackt, der ihm einen Zettel entgegenstreckt und mit letzter Kraft röchelt: «Trink dies, sei still und du wirst ewig leben.» Auf dem Zettel ist ein Rezept für Whiskey, der unsterblich macht: Ol'Death Whisper. Crazy Jake wendet sich nun dem stillen Leben zu, dem Destillierleben. Nachdem er die Dame vom Sozialamt mit einer Kettensäge bedroht hat, adoptiert er seinen verwaisten Enkel Tiny (den Sohn von Überschall-Johnny). Dessen Erbe soll Jakes Besitz sichern. So verschieden die zwei auch sind, verstehen sie sich doch auf ihre Weise wunderbar. Tiny ist 1 Meter 92 gross, Jake 1 Meter 62 mit Stiefeln, Jake ist ein fluchendes Raubein, Tiny ist still und zurückhaltend. Während Jake seinen unsterblich machenden Whiskey brennt, errichtet Tiny überall auf dem Grundstück Zäune (Tinys Leidenschaft sind Zäune: Sein Lieblingszaun ist der kalifornische Schafzaun, denn der ist aus Draht und Draht macht so schön Doing, wenn man dran zupft). Gemeinsam spielen sie Dame mit waghalsigen Spielzügen wie dem Biloxi Blitz und der Doppelten King-Kong-Pimmelschraube. Tiny trinkt nur vor dem Schlafengehen einen Schluck Ol'Death Whisper, um die Träume zurückzuhalten, denn Tiny träumt nicht gern, während Grandaddy Jake unablässig träumt, «wie ein Stock der in der Strömung treibt». Eines Tages findet Tiny in einem Pfostenloch ein Entenküken. Er nimmt es mit nach Hause und dank einigen Tropfen Ol'Death Whisper überlebt Fup, wie das Entenküken von nun an heisst. Genauer gesagt Fup Duck, «und das Ganze ist sowohl ein Binnen- wie ein Schüttelreim. Kapierst du das?». Fup wächst zur 20-pfündigen Wunderente heran, die Tiny hilft seine Zäune zu bauen und mit Grandaddy Jake auf der Veranda sitzt und Ol'Death Whisper schlürft. Jeden Sonntag geht sie mit Tiny auf die Jagd nach dem ominösen, verschwiegenen Wildschwein Lockjaw («Wundstarrkrampf oder Maulsperre!»), der vor Jahren Tinys grössenwahnsinnigen Beagle vom Skrotum bis zum Halsband aufgeschlitzt hat. Fup ist ein wunderbares Buch, zu wunderbar, um es «ein Märchen für Erwachsene» zu nennen.

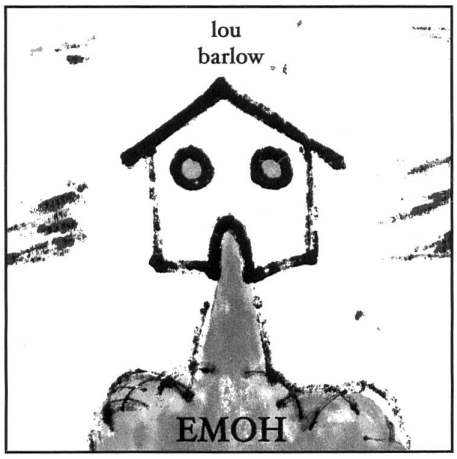
Jim Dodge, Fup, 128 Seiten, Piper Verlag 2004, übersetzt von Harry Rowohlt und illustriert von Atak.

TAGEBÜCHER DES RUMS

Noch bevor er ein Jahr mit den Hell's Angels durch Amerika bretterte (bis sie ihm ob einer Meinungsverschiedenheit die Nase brachen), bevor er für «Rolling Stone» schrieb und auch bevor er Angst und Schrecken in Las Vegas verbreitete, reiste Hunter S. Thompson nach San Juan, Puerto Rico, um für die Zeitung «El Sportivo» zu arbeiten. «El Sportivo» entpuppte sich als Bowlingmagazin, und der grösste Teil der Arbeit bestand laut Thompson darin, möglichst jeden Bowler in San Juan namentlich zu erwähnen. Was bleibt einem da anderes übrig, als sich täglich mit Rum vollzuschütten oder einen Roman zu schreiben? Hunter S. Thompson machte beides und schrieb «The Rum Diary», im zarten Alter von 22 Jahren. Zart war Hunter S. Thompson jedoch nie. Bereits in seiner Jugend in Kentucky wurde er mehrmals wegen Randalierens verhaftet. Auch die Romanfigur Paul Kemp, 30 jähriger Journalist, der nach Puerto Rico fliegt und dort für die «Daily News» arbeitet, ist ein ungehobelter Rüpel. Er verprügelt schon auf Seite 19 den alten Mann, der im Flugzeug neben ihm sitzt, da er den Platz eigentlich für eine kleine Blondine freihalten wollte. Kemp ist seines Zeichens «Experte für das Hahnenkampf-Syndikat, hundertprozentig korrupter Kritiker von Luxusrestaurants, ausserdem Yacht-Fotograf und regelmässiges Opfer von Polizeigewalt». Puerto Rico ist ein «brackiges Gewässer» und bei der «Daily News» arbeiten verschiedenste schlecht gelaunte Typen, «von jungen wilden Rebellen, die die Welt am liebsten in der Mitte auseinander gerissen hätten und noch mal ganz von vorn angefangen hätten, bis hin zu bierbäuchigen alten Zeilenschindern, die nur ihre Ruhe haben und ihre letzten Tage retten wollten, bevor ein Haufen von Verrückten die Welt in der Mitte auseinander riss.» In der Redaktion schlägt sich Kemp mit einem cholerischen Chefredakteur, auf der Strasse mit dickköpfigen Puerto Ricanern herum. Die meiste Zeit verbringt er jedoch mit dem maulenden Fotografen Sala, «dem einzigen Profi im Laden», und mit dem renitenten Yaemon in Al's Backyard. Scheint sich die Geschichte zu Beginn nur um den Niedergang der «Daily News» zu drehen, wird sie im letzten Drittel durch den stetig steigenden Rum Konsum immer konfuser, bis sich Kemp und seine Kumpanen im Moloch des Puerto Ricanischen Karnevals verlieren und beinahe untergehen. «The Rum Diary» wird auch «the long lost novel» genannt, obwohl der Roman eigentlich gar nie verschollen war. Sie schaffte es nur nie auf den Schreibtisch eines Verlegers und schlummerte der Legende nach 40 Jahre irgendwo in den Tiefen von Thompsons Küchenschublade.

Hunter S. Thompson, The Rum Diary, 284 Seiten, blumenbar Verlag 2004.

René Siebers presswerk



LOU BARLOW

Die Hölle sei nun hinter ihm. Sagen wenigstens die Popschreiberlinge und Radiomacher. Jene immerhin, die an ihn denken. Denn lange Jahre machte der Mann aus Dayton, Ohio, mit so wunderbaren Lo-Fi-Bands wie Sebadoh, Sentridoh und The Folk Implosion starke, zeitlose (Folk-)Songs. Bei Dinosaur Jr. werkelte er zudem als Bassist mit. Doch im Gegensatz zu anderen Helden des amerikanischen Indie-Rocks – wie ein Evan Dando oder Stephen Malkmus – bekam er nie viel vom grossen Kuchen zu beissen. Sonst schon ein Kind von Traurigkeit, ein Lebensmelancholiker par excellence, verbiss sich der hochbegabte Songwriter in sein Schicksal und schüttete seinen Kummer mit Unmengen Bier hinunter. Fünf lange Jahre war überhaupt nichts mehr von ihm zu hören. Doch, oh Wunder, nun ist er wieder da! Im Innern erstarkt, hat der Autodidakt unter eigenem Namen ein karg instrumentiertes, feinst ziseliertes Comeback-Album gezimmert. «Emoh» (Musikvertrieb) heisst es schlicht. Und kommt auch so daher. Unter Mithilfe von Mike Nevers der geliebten Lambchop hat Barlow es weitgehend im eigenen Heim aufgenommen. Die alles überragenden Songs sucht der in Februarkälte fröstelnde Rezensent auf «Emoh» vergeblich. Dafür entschädigt ein Reigen von 14 Songs, von denen keiner abfällt. Mit guten («Holding Back The Year», «Home», «Mornings After Me») bis sehr guten Tracks («Puzzle», «If I Could», «The Ballad Of Daykitty») liesse es sich sogar in einem Iglu wunderbar warm überwintern. «Ich hoffe, dass ein paar Leute, die meine alten Sachen mochten, dieses Album kaufen und dass es mir mit ihm gelingt, die verschiedenen Zuhörer zusammenzubringen», macht Barlow in einem Interview auf ehrliches Understatement. Verschafft dem eigenbrötlerischen Musiker endlich Gehör!

LCD SOUNDSYSTEM

Das «Weisse Album» des Techno. Schwarz-weiss natürlich: Es thront heroisch und doch subtil die Discokugel auf dem schönen Kartoncover. Darunter brechen sich Tanzwütige den Fuss, unter Ecstasy oder in purer Ekstase. Mampf, Schluck: high, high. Und es folgt die Eroberung der silbern glänzenden Tanzfläche, an deren Bühnenrand das LCD Soundsystem live erregierende Soundlawinen in den glühenden Stroboskopen aufblitzen lässt, um die leidenschaftlich Entfachten und im Rausch sich Treibenden nicht im Nirwana versinken zu lassen. Hört sich so die Realität an? Es gäbe auch die andere, «stillere» Seite des LCD: «Never As Tired As When I'm Waking Up» heisst ein Stück, auf dem sich Hardcore, Disco und die späten Beatles treffen, ohne einander gram zu sein. Reduktion hat beim LCD Soundsystem System. Punk (mehr noch als HC), No Wave und Techno, in geiler Kreativität ausgeführt. 08/15-Dance-Klischees sucht man mit der Lupe. Die ganze Sauce mundet nie so schmackhaft, dass sie anbiedernd wirkt. Höchstens gelegentlich ein Augenzwinkern in Richtung Mainstream. Das (mindestens) sei James Murphy und seinem Partner Tim Goldsworthy verziehen. Sonst müssen wir aber streng sein und z.B. konstatieren, dass CD Nummer 2 mit den früheren LCD-Klassikern wie «Losing My Edge» und «Yeah» nur beim Abtanzen «feget». Doch keine Angst bitte, ihr Meckerer und Xundheitsanbeter: Das LCD Soundsystem funktioniert ganz gut ohne Chemie, auf dem Sofa turnend! Vor allem auf der «regulären» CD Nummer 1. Die hier unter «LCD Soundsystem» (Emi) chiffrierten Tracks haben das Zeugs zum Klassiker.

MATT SWEENEY & BONNIE «PRINCE» BILLY

Eine Jahr ohne Bonnie wäre ein trostloses Jahr. Ich meine, eines mit Magenbrennen und langer Zeit. Für den Fan gesprochen: eines mit Liebeskummer. Letztes Jahr war es zwar kein offiziell neues Album, das uns der Sonderling bescherte, aber immerhin sang er in Neufassungen ältere Geniestreiche der frühen 90er-Jahre unter dem Motto «Greatest Palace Music». Eine Platte, die mit jedem Mal Hören besser wird. Da der bärtige Songwriter das musikalische Treten an Ort hasst, hat er sich für die neue Platte «Superwolf» (Musikvertrieb) mit Matt Sweeney (Ex-Chavez/Ex-Zwan) zusammengetan. Und zwar unter strikter Arbeitsteilung: Billy dichtete elf Tagträume in sein Notizheft und Sweeney schrieb dazu die Musik. Das Experiment ist nicht so geglückt, dass es ein neues Bonnie-Album ersetzen würde, aber es hat Form, Stil und Schnauz. Im fast achtminütigen «Blood Embrace» wird wirklich geblutet, und «My Home Is The Sea», «Beast For Thee», «Bed Is For Sleeping» sowie der Schlusslampion «I Gave You» werden «The Artist Formally Born as Will Oldham» noch ein Stück näher in den Pophimmel liften. Unter der Schützenhilfe von «Superwolf»' Sweeney, der in einigen Songs im Duett mitsingt, dass es einen fröstelt. Auch bei Plustemperaturen.

«I gave you a nightmare and you didn't chase it.
I'd give you a dream and you'd only wake from it.
Now I'm never going to sleep again.»

Bonnie «Prince» Billy in «I Gave You»

SIEBERS PODESTLI:

{1} **XTC** English Settlement (1982)
{2} **Sam Prekop** Sam Prekop (1999)
{3} **LCD Soundsystem** LCD Soundsystem
{4} **Lou Barlow** Emoh
{5} **Matt Sweeney & Bonnie «Prince» Billy** Superwolf
{6} **Monta** Where Circles Begin
{7} **Tricky** Maxinquaye (1995)
{8} **Knut & Silvy** Visit (1999)

René Sieber, Autor und Pop-Freak,
schreibt hinter dem Ofen kristalldunkle Verse in seine Poesie-Agenda.